

Zeitschrift für die Fächer Latein und
Griechisch an Schulen und Universitäten

FORUM CLASSICUM



INHALT

ISSN 1432-7511

3/99

Friedrich Maier	In eigener Sache	130
	Die Antike am Scheideweg - Zur Zukunft der Klassischen Sprachen in der Schule	131
Walter Wimmel	Latein in Deutschland und die Rolle der indirekten Latinität	134
Paul Barié	Der ‚andere‘ Martial – eine Leseprobe	140
Franz Strunz	Heidegger, Seneca, Horaz und die Zeit	146
	Personalia	149
	Zeitschriftenschau	151
	Besprechungen	156
	Zur Diskussion gestellt	172
	Berichte und Mitteilungen	178

Deutscher Altphilologenverband

In eigener Sache

Wie in Heft 1/99 angekündigt, findet der Bundeskongress des Deutschen Altphilologenverbandes im Jahr 2000 in der hessischen Universitätsstadt Marburg statt, u. z. vom 28. April bis zum 1. Mai. Mit dieser Terminwahl versuchten Bundesvorstand und Vertreterversammlung möglichst vielen Landesverbänden gerecht zu werden. Das Programm des Kongresses ist diesem Heft beigelegt. Ein Höhepunkt wird ohne Zweifel wieder die Verleihung des Humanismus-Preises sein, den der allseits hochgeachtete Altbundespräsident Prof. Dr. Roman Herzog entgegennehmen wird. Die Laudatio wird Prof. Dr. Richard Schröder, der bundesweit bekannte DDR-Bürgerrechtler und Hochschullehrer der Theologie an der Humboldt-Universität zu Berlin, halten. –

Auch sonst bietet das Programm wieder eine Vielzahl fachwissenschaftlicher und fachdidaktischer Vorträge und Arbeitskreise, die von den Schulbehörden der Bundesländer als Fortbildungsveranstaltungen anerkannt werden können. Unsere Mitglieder bitten wir zu bedenken, dass der Bundeskongress eine gute Gelegenheit ist, die Bedeutung und Lebenskraft der altsprachlichen Studien an Schule und Universität einer größeren Öffentlichkeit vor Augen zu stellen. Auch aus diesem Grunde ist eine möglichst große Teilnehmerzahl erwünscht. Bitte richten auch Sie Ihre Jahresplanung rechtzeitig darauf ein und beachten Sie bitte die Hinweise zur Anmeldung.

ANDREAS FRITSCH

Impressum

ISSN 1432-7511

42. Jahrgang

Die Zeitschrift **FORUM CLASSICUM** setzt das von 1958 bis 1996 in 39 Jahrgängen erschienene „Mitteilungsblatt des Deutschen Altphilologenverbandes“ fort. - Erscheinungsweise vierteljährlich. Die im **FORUM CLASSICUM** veröffentlichten Beiträge sind im Internet unter folgender Adresse abrufbar: <http://www.ebe-online.de/home/mhotz/index.htm>

Herausgeber: Der Vorsitzende des Deutschen Altphilologenverbandes
Univ.-Prof. Dr. Friedrich *Maier*, Humboldt-Universität zu Berlin,
Institut für Klassische Philologie, Unter den Linden 6, 10117 Berlin.

Schriftleitung: Univ.-Prof. Andreas *Fritsch*, Freie Universität Berlin,
Didaktik der Alten Sprachen, Habelschwerdter Allee 45, 14195 Berlin.

Die Redaktion gliedert sich in folgende Arbeitsbereiche:

1. Schriftleitung, Berichte und Mitteilungen, Allgemeines (s. o.);
2. Didaktik, Schulpolitik:
StR Michael *Hotz* (Anschrift s. u.)
3. Fachliteratur, Schulbücher, Medien:
StD Dr. Hansjörg *Wölke*, Görresstraße 26, 12161 Berlin;
Wiss. Ass. Dr. Stefan *Kipf*, Berlepschstraße 48a, 14165 Berlin.
4. Zeitschriftenschau:
Univ.-Prof. Dr. Eckart *Mensching*, Technische Universität Berlin,
Klassische Philologie, Ernst-Reuter-Platz 7, 10587 Berlin;
StD Dr. Josef *Rabl*, Kühler Weg 6a, 14055 Berlin.

Die mit Namen gekennzeichneten Artikel geben die Meinung des Verfassers, nicht unbedingt die des DAV-Vorstandes wieder. - Bei unverlangt zugesandten Rezensionsexemplaren ist der Herausgeber nicht verpflichtet, Besprechungen zu veröffentlichen, Rücksendungen finden nicht statt.

Bezugsgebühr: Von den Mitgliedern des Deutschen Altphilologenverbandes wird eine Bezugsgebühr nicht erhoben, da diese durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten ist. Für sonstige Bezieher beträgt das Jahresabonnement DM 25,-; Einzelhefte werden zum Preis von DM 7,50 geliefert. Die angegebenen Preise verstehen sich zuzüglich Porto. Abonnements verlängern sich jeweils um ein Jahr, wenn sie nicht spätestens zum 31.12. gekündigt werden.

C. C. Buchners Verlag, Postfach 1269, 96003 Bamberg.

Layout und Satz: StR Rüdiger *Hobohm*, Luitpoldstr. 40, 85072 Eichstätt, Tel./Fax: (0 84 21) 90 27 60.

Anzeigenverwaltung: StR Michael *Hotz*, Riedererstr. 36, 85614 Kirchseeon, Tel. (0 80 91) 29 18.

Herstellung: BÖGL DRUCK GmbH, Hauptstraße 47, 84172 Buch a. Erlbach.

Die Antike am Scheideweg

Zur Zukunft der Klassischen Sprachen in der Schule

„Die Zukunft liegt in unserer Hand“ schrieb 1981 Aurelio Peccei, der damalige Präsident des „Club of Rome“. Seine Prognose zur Entwicklung der menschlichen Gesellschaft basiert auf der Annahme, dass alles Gelingen von der kulturellen Gestaltungskraft des Menschen abhängt. „Die Zukunft wird ein kultureller Entwurf sein oder sie wird nicht sein.“ So Pecceis apodiktisches Urteil. „Kulturell“ ist hier im umfassenden Sinne verstanden als Aktivierung des ganzen schöpferischen Potentials des Menschen, seiner technischen Fähigkeiten nicht weniger als seiner künstlerischen. Dieser „kulturelle Entwurf“ scheint gelungen. Die Lebensgestaltung, im Kleinen wie im Großen, hat enorme Fortschritte gemacht.

Auch die Schule als Teil des Lebens partizipiert daran, zumal das Gymnasium, das sich zunehmend wieder „als niveaurorientierte Institution versteht, in der sich die Chance bietet, Zugang zu finden zu allen Feldern des Wissens und Könnens, im weiteren Sinne des Verstehens von Welt“ (so S. Oelkers: *Gymnasiale Bildung für das 21. Jht.*, 1999). Die Schule begreift sich verstärkt als Element des „kulturellen Entwurfs der Zukunft“. „Bildung, Forschung, Innovation: Von dieser Begriffstriade wird unsere Zukunft maßgeblich bestimmt sein, ob wir das wollen oder nicht.“ So der Präsident der Max-Planck-Gesellschaft, Hubert Markl (1998).

Haben die schulischen Vertreter der Antike diesen Trend wahrgenommen? Ist ihnen vielleicht gar die Möglichkeit, Zukunft mitzugestalten, aus den Händen geglitten? Hat das mühselige Tagesgeschäft der Sprachlehre und des Übersetzungstrainings mit den Schülern ihnen am Ende den Blick verstellt für die großen Zusammenhänge der gesellschaftlichen Entwicklung, die im ausgehenden Jahrtausend überall nachhaltig reflektiert werden. Der Eindruck, dass es so ist, drängt sich zumindest auf; denn es rührt sich nichts oder wenig in der klassisch philologischen Szene, das von einer engagierten und kompetenten Teilhabe

am Zeitdialog über „die Bildung für die Zukunft“ zeugen könnte.

In den sechziger und siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts, als u. a. die Reaktion auf die diagnostizierte „deutsche Bildungskatastrophe“ zu einer totalen Erneuerung des Schulwesens führte (Stichwort: Curriculumreform), kamen die Initiatoren dieser Bewegung auch aus den Reihen der Altsprachler; sie gaben in Bildungstheorie und Bildungspolitik die Richtung mit an. Jenes prometheische Feuer ist erloschen. Die ganze Garde der bildungspolitisch versierten Klassischen Philologen wird sich bald ganz von ihren Berufsgeschäften zurückgezogen haben. Es klafft eine Lücke; offensichtlich fehlt es an Nachfolgern, an Fachvertretern, die durch ihre konzeptionelle Kreativität an der Gestaltung der gymnasialen Bildungsidee mitzuarbeiten in der Lage sind.

Worin hat dies seinen Grund? Gewiss ist die nachfolgende Generation nicht weniger begabt und geeignet. Die Klassischen Sprachen können auf einen hervorragenden Lehrernachwuchs bauen. Fehlen ihm also Mut und Motivation zum fachpolitischen Engagement? Sind die „neuen“ Latein- und Griechischlehrer gleichgültig gegenüber dem, was aus ihren Fächern einmal wird? Sind sie sich der Brüchigkeit des Bodens, auf dem sie im Gymnasium stehen, zu wenig bewusst? Oder fühlen sie sich einfach überfordert? Die Probleme, die tagtäglich auf sie eindringen, sind ja in der Tat enorm: Laufende Reduktion der Stundenzahlen, immer wieder Änderungen in der Sprachenfolge, Abdrängen der Fächer in Randpositionen, zunehmender Mangel an Konzentrationsfähigkeit bei den Schülern, oft bis zur Obsession reichende „Begeisterung“ der jungen Leute für die informationstechnischen Medien aller Art, deshalb steigendes Desinteresse für alles nicht Moderne, also bes. für die „toten“ Stoffe der Antike, zu geringe Akzeptanz des altsprachlichen Bildungsangebots in der Öffentlichkeit, ja oft pures Unverständnis dafür, allmähliches

Wegbrechen der Stützen humanistischer Bildung in den administrativen Institutionen, überhaupt in der Öffentlichkeit, weitere Erosion der Anforderung von Latein-/Griechischkenntnissen als Voraussetzung für universitäre Studiengänge (zuletzt: „Mit dem Latein am Ende“, SZ Juli 1999), mangelnde Information über das Leistungsangebot der Klassischen Sprachen in den öffentlichen Medien usw. Wer will, wer kann, wer soll heute den immer schwerer werdenden Sisyphus-Felsbrocken den Philologenberg hinaufwälzen? Nie ist der Rechtfertigungsdruck wohl stärker, nie die Legitimationsarbeit schwieriger gewesen.

Und doch gibt es ohne engagierte Fachpolitik keine Zukunft der Antike. Sie ist der wesentliche Teil der Fachdidaktik. Es genügt nicht, den „friedlichen“ Teil der altsprachlichen Vergangenheit wissenschaftlich aufzuarbeiten. Didaktik ist vor allem gegenwartsbezogen und zukunftsorientiert. Sie verlangt aktuelle Überzeugungsarbeit. Deshalb ist eine Beschränkung auf bloße Methodendiskussion, wie sie im „Altsprachlichen Unterricht“, dem einzigen Fachperiodikum, in letzter Zeit praktiziert wird, ungenügend, geradezu als Flucht vor der fachpolitischen Verantwortung zu bewerten. Die mit aller Entschiedenheit in der öffentlichen Gesellschaft zu diskutierende Frage muss sein, ob humanistische Bildung heute – an der Wende der Zeiten – noch einen Sinn macht. Ist sie wirklich zukunftsrelevant? Deshalb sollte auch die Zeitschrift, die den Namen der Schulgattung trägt, in der sich die Bildungskräfte der Antike entfalten, das „Gymnasium“, den zweiten Teil ihres Profils als „Zeitschrift für Kultur der Antike und Humanistische Bildung“ noch sehr viel stärker betonen; sie zeigt sich in letzter Zeit – wohl mangels einschlägiger Beiträge – auffallend introvertiert.

Der Einstieg der Altsprachler in die „Neue Welt“ der informationstechnischen Medien ist gewiss keine Ersatzbefriedigung; er ist dringend geboten; die Klassischen Sprachen müssen sich hier als integrationsfähig erweisen; womöglich wird dadurch der Unterricht attraktiver und wirkungsvoller. „Latein per Mausclick – Langweiliger Unterricht wird multimedial aufgemöbelt“ (so eine kürzliche Zeitungsnotiz).

Die neue, vierte Kulturtechnik ist auch in Latein und Griechisch einzusetzen, zu fördern und zu üben – allein schon um Vorurteilen entgegenzuarbeiten. Doch das zukunftssichere Heil kommt von dort nicht; man sollte sich hier nicht täuschen. Computer und Internet machen den Unterricht gewiss variabler; sie lassen die Schüler „von der Oberfläche der Informationsflut in die Tiefe tauchen“; es kommt auch mehr Wissen über die Antike in „geballter Form“ unters Volk. Aber den Sinn Klassischer Studien machen diese Medien einer immer skeptischer werdenden Öffentlichkeit gegenüber keineswegs plausibler; ihretwegen werden nicht mehr Schülerinnen und Schüler in den Bänken sitzen.

Gefordert ist die harte Auseinandersetzung in den Bildungsgremien innerhalb und außerhalb der Schule; dazu bedarf es Mut, Durchsetzungsvermögen und Kompetenz auf Seiten der Fachvertreter. Die Zukunft der Fächer liegt ausschließlich in der Hand der Klassischen Philologen. Daher der Appell an die junge Generation, sich Kenntnisse in Bildungstheorie, Gymnasialpädagogik, in den pädagogischen Bezugsdisziplinen, in Lehrplanforschung und -gestaltung u. ä. anzueignen sowie allmählich durch den Blick über die Fachgrenzen hinaus ein Verständnis für die großen Zusammenhänge zwischen Politik, Gesellschaft, Wissenschaft und Schule zu gewinnen. Der Altsprachler muss in der Bildungsdiskussion präsent bleiben. Das Angebot der Antike hat ohne Zweifel Zukunft, seine Chancen werden eher größer angesichts der Herausforderungen der Zeit (etwa: Suche nach einer europäischen Identität, humanistische Kompensation des technologischen Totalitätsanspruchs u. a. m.). Nur muss dieses Angebot mit persuasiver Strategie der Welt vorgestellt werden – offensiv und ostentativ.

Natürlich sollten für diese Aufgabe schon in der Universitätsausbildung die Grundlagen gelegt werden. Doch hier herrscht weithin Fehlanzeige. Die Fachdidaktik-Ausbildung der Latein- und Griechischlehrer ist – von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen – ein Skandalon ersten Ranges. Die Institute lassen sie fast überall auf Sparflamme brennen (in Form von einigen schulpraktischen Übungen), als ob die *philologia perennis* der Universität von sich aus auch in der Schule

eine Existenz für alle Ewigkeit zugebilligt bekäme. Man sollte ja nicht die bisherigen Erfolge als Beweis dafür anführen. Was in den Fächern Englisch, Französisch, Mathematik, Physik, Religion, Musik usw. voll ausgebaute Fachdidaktik-Lehrstühle erarbeiteten, wurde in den Jahren 1960-2000 größtenteils von den „Amateuren“ der Latein- und Griechischdidaktik geleistet; sie mussten es tun, um ihre Fächer in den Kontext der allgemeinpädagogischen Bezugswissenschaften zu integrieren, sie modern zu gestalten und für sie einen wissenschaftlich abgesicherten Begründungszusammenhang zu schaffen. Fachdidaktik hat neben der Lehre auch schwierige Forschungsaufgaben. Nun aber steht zu erwarten, dass der Konkurrenznotstand nicht mehr von Seiten der Schule zu beseitigen ist. Die Universität muss sich in die Pflicht nehmen lassen, sofern sie an einer Lehrerausbildung weiterhin interessiert ist und sich nicht mit dem Status von esoterischen Disziplinen begnügen will, für die schwierigen und mit Sicherheit am schwersten legitimierbaren Fächer des Gymnasiums die fachdidaktische Kernarbeit entweder selbst mitzuübernehmen oder dafür kompetente Fachleute einzustellen. So viel ist jetzt schon sicher: Die Fachwissenschaft wird – allein schon wegen ihrer fachbedingten Rückwärtsgewandtheit – die sich immer höher auftürmende Mauer der Antike-Feindlichkeit allein nicht zu durchbrechen in der Lage sein. Da hierzu aber in organisierter Form kein fachdidaktischer Nachwuchs herangebildet werden konnte, liegt das Dilemma der klassischen Bildungsfächer offen zutage. Die Folgerung: In der Problematik der Fachdidaktik besteht auf jeden Fall zwischen Universität und Schule ein dringender Diskussionsbedarf.

1983 hat Eckhard Lefèvre in seiner Analyse „Die Zukunft der Antike“ (Freiburg) im Blick auf die Schule festgestellt, „daß der Vertreter der Latinistik in eine rosigere Zukunft schauen kann als der Vertreter der Gräzistik“. Seine Prognose hat sich in etwa bestätigt; auch die Relation zwischen den beiden Fächern Latein und Griechisch ist geblieben. Doch ist die Situation des altsprachlichen Unterrichts heute zweifellos sehr viel prekärer als damals. Ob die klassischen Sprachen und ihre Literaturen im kommenden Jahrhundert

bildungswirksam bleiben, ob Humanistische Bildung weiterhin ein Angebot des Gymnasiums sein wird, ist völlig ungewiss; zu rasch und zu grundstürzend ändern sich die schulischen Rahmenbedingungen. Blauäugiger Optimismus ist fehl am Platze.

Die Alte Welt droht aus der Erinnerung der Menschen zu verschwinden. Die Antike steht am Scheideweg, entweder sie driftet ab oder sie setzt sich durch. Das eine, wenn man die Dinge sorglos treiben lässt, das andere, wenn alle Kräfte dafür mobilisiert werden. Herakles, das antike Modell in der gewählten Metapher, hat sich bekanntlich nicht für den bequemen Weg entschieden; als jugendlicher Kämpfer hat er den harten Weg gewählt. Der antike Held sollte Chiffre sein für den Vertreter der Antike auf jenem Kampffeld, wo über Schule und Bildung der Zukunft entschieden wird.

FRIEDRICH MAIER



Park Körner
Digitale Unterrichtsvorbereitung
Sendlinger Straße 25U, 80331 München
Tel.: 089-26020430 Fax: 089-26020434
e-mail: info@park-koerner.de
www.park-koerner.de

Latein in Deutschland und die Rolle der indirekten Latinität

Im folgenden Beitrag wird versucht, die Notwendigkeit des altsprachlichen Unterrichts durch einen neuen Gedanken zu begründen: Andere Sprachen besitzen eine viel engere, natürliche („primäre“) Beziehung zum Lateinischen und sind daher durch den überbordenden Zustrom neuer lateinischer und griechischer Fachsprachen in ihrer sprachlichen und geistigen Identität weit weniger gestört oder gar gefährdet als das Deutsche. Aus diesem Grund gilt es für die deutsche Sprachgemeinschaft, der andringenden, meist angelsächsisch verfremdeten, „indirekten Latinität“ erst recht den bisher gepflegten direkten Zugang zum Latein durch Erlernen der Sprache und durch Lektüre lateinischer Autoren entgegenzusetzen.

Die Frage des Lateinischen in den Ausbildungsgängen unserer Schulen und Hochschulen spaltet neuerdings den inneren Kreis der Humanisten selbst, wenn etwa in der Romanistik die Abschaffung der Latinumpflicht für das eigene Studienfach erwogen wird. Ein solcher Verzicht an so zentraler Stelle bedeutet schon durch seine Signalwirkung weit mehr, als es zunächst scheinen mag. Unsere Republik im ganzen wird einen weiteren empfindlichen Verlust an altsprachlicher Kompetenz hinnehmen müssen.

In der Turbulenz der späten 1960er Jahre sind die überzeugendsten Stimmen für die Rettung unserer humanistischen Normen nutzlos verhallt. Das wäre kein Grund, sie nicht jetzt wieder aufzunehmen, nachdem dreißig Jahre vergangen sind, – Jahre ruhigerer Überlegungen und Erfahrungen. Und man darf sagen: Die Phalanx der Befürworter steht wieder. Bewährte Argumente gewinnen durch neue, differenziertere Begründung nicht selten verblüffende Frische. Es haben aber unterdessen unerwartete Entwicklungen Profil bekommen und verdienen möglicherweise Beachtung. Von ihnen möchte ich im folgenden nur eine herausgreifen: die indirekte Latinität und ihren Bedeutungszuwachs.

Im humanistischen Gymnasium Wilhelm v. Humboldts hat die mittelalterliche Tradition der Schule als Lateinschule samt ihrer in der Renaissance einsetzenden gräzistischen Erweiterung

ihre moderne Nachfolge gefunden. Der Hochschulzugang war an dieser Ausbildungsform orientiert, obwohl Naturwissenschaften, Realfächer und am Ende die kaiserliche Schulpolitik das Verhältnis noch im 19. Jahrhundert aufzulockern verstanden. Doch erst in unseren Tagen wurden die Dinge wirklich anders. Durch die Bildungspläne, die Schul- und Hochschulgesetze der 1970er Jahre wurde die besondere Stellung des Humboldtschen Gymnasiums so weit relativiert, dass man von einer Abschaffung des humanistischen Bildungsideals als des ersten Maßstabes aller höheren *eruditio* reden kann. Mit der vermeintlich vertretbaren und simplen Zurückstufung zweier „altsprachlicher“ Fächer wurde in Wahrheit ein unentbehrlicher Wirkungskomplex unserer Bildung und Weltfähigkeit getroffen und gestört.

Auf der anderen Seite erreicht uns antikes Sprachgut täglich in anschwellender Flut. Jeder kann leicht bemerken, dass die Graecolatinität – oder jedenfalls eine bestimmte Form von ihr – für unseren Alltag, für seine Denkformen und seinen Wortschatz eine Bedeutung erlangt hat wie nie zuvor. Diese spontane Rezeption von sprachlicher Graecolatinität, missverstanden zum Teil und verformt, vollzieht sich auf vielen Ebenen zugleich und meist jenseits von aller Schule und Theorie.

Für das nun Folgende bitte ich zu gestatten, dass (zunächst einmal im Sinn einer Hilfskonstruktion) lateinische Sprachmanifestationen größerer, aber unterschiedlicher Art und Epoche unter dem Titel der „indirekten Latinität“ zusammengefasst werden. Gemeint sind latinogene Wirkungsgebilde, die außerhalb der vorwiegend schulisch vermittelten direkten und normgerechten Latinität entstanden sind oder sich in ihrer Entwicklung von ihr entfernt haben. Beginnen wir mit dem, was heute zu beobachten ist.

A) Indirekte Latinität der Fachsprachen und Fachwörterysteme

Es sind vor allem die Fachsprachen und Fachwörterysteme der praktischen Disziplinen, die in Bewegung gerieten, ja irgendwie virulent wur-

den. Wir beobachten irritiert, wie Naturwissenschaft, Technik, Medizin, Pharmazie usw., Fächer also, die anhand ihres immer schon graecolateinischen Grundvokabulars dem sachlichen Fortschritt folgen müssen, dabei in einem neuen, gelegentlich beängstigenden Maßstab expandieren. Und wie sie Modell und Anstoß liefern für eine atemberaubende Gesamtentwicklung der Sprache. Nach dem Muster dieser Fächer hat sich inzwischen eine terminologische Zivilisation ausgebreitet, welche bald nichts mehr ausspart und auch Politik, Weltanschauung und Gesellschaft betrifft, desgleichen die Psyche und ihre Pathologie, die Medien- und Informationswelt, zu welcher neuerdings Elektronik, Digital- und Computerwesen gehören.

Alle beanspruchen ihre jeweilige Fachwörter-Aura, ihr Kompetenz-Idiom, um sich darin zu ordnen, zu sonnen und der Öffentlichkeit zu präsentieren. Das reicht und wirkt in Wirtschaft, Werbung, Handel, Sport und Schau hinein und erstreckt sich insgesamt von der Wissenschaft bis in die verstecktesten Winkel des Trivialen. Wer in die Apotheke geht, wer sich ein technisches Gerät kauft, einen soziologischen Text liest, die Anzeigenseite einer Illustrierten studiert, begegnet dem Phänomen.

Den unglaublichen Entdeckungen der Epoche folgt gebieterisch ein Vokabular, vor dem sich der Spezialist mitunter ähnlich ratlos fühlt wie der Mann auf der Straße. Nur zu geringem Teil sind die neuen Wortgebilde nach traditionellen Regeln korrekt erdacht. Vielfach verraten sie Missverstehen, Ignoranz und eine Art von Beliebigkeit gegenüber der graecolateinischen Basis, die besorgt machen kann.

Auch entzieht sich ein zunehmender Anteil dieses Sprachgutes unserem Einfluss, da er von außen (etwa aus dem angelsächsischen Bereich) importiert wird. Latinisierung und Graecolatinität werden unversehens zu einer weltübergreifenden, einer im Wortsinn „globalen“ Wirklichkeit. Diese Macht der indirekten Latinität ist freilich keineswegs neu, sondern antiken Ursprungs, wie ein Blick auf die Geschichte des Volkslateinischen und seiner europäischen Abkömmlinge lehrt.

B) Volkslatein und romanische Sprachen als indirekte Latinität. Sonderstellung des Deutschen gegenüber der lateinischen Welt

Vorweg ist festzustellen, dass die deutschsprachigen Stämme und Völker sich hinsichtlich des Verhältnisses zur Latinität in einer deutlich anderen Lage befinden als die romanischen Mitglieder der europäischen Völkergemeinschaft. Zwar war die Ausgangslage ähnlich. Das Volkslateinische war die Sprache des römischen Imperiums. Und auch die Deutschen wären schon von der frühen Kaiserzeit an beinahe in die volkslateinische Bewegung hineingeraten, wie die Menge unserer frühen zivilisatorischen Lehnwörter beweist, von Butter, Käse, Wein und Winzer bis hin zu Fenster, Keller, Mauer, Ziegel, Straße, Pfosten, Wall. Und von Namen wie Bonames (*Bona mensa*) bis Koblenz (*Confluentes*) und Köln (*Colonia*). Doch aus bekannten Gründen kam es zu keiner durchgreifenden Romanisierung.

Späterhin, als die Latinität vorwiegend über die Bildungsschwelle der Buchlektüre zu ihnen zurückkam, gerieten unsere Vorfahren in ein neues Rezeptionsverhältnis zu ihr. Die Beziehung zum Volkslatein war, im Gegensatz zur romanischen Völkergruppe, nun unterbrochen. Dagegen entsprach unser Bezug zur direkten Latinität des Bildungslateins europäischen Normen. Zunehmend wurden Lateinstudien gefördert mit Blick auf die Ausbildung in Theologie, Jura, Medizin sowie auf die Fähigkeit zur internationalen Kommunikation.

Doch eines Tages wurde der deutsche Weg zum Doppelweg, der er heute noch ist. Er führte nämlich zum Volkslatein zurück, das sich inzwischen jedoch, jenseits der Grenzen, abenteuerlich verwandelt hatte. Denn aus ihm waren die romanischen Sprachen entstanden und machen immer mehr ihre Eigenart geltend. Sie stellen sich als ein recht attraktives Novum heraus, zugleich mit der neuen Welt, die sie vermitteln. Sie bieten das Lateinische zum Teil in reizvoller Verzerrung und Verwandlung dar, und mitunter mit einer Anmut, welcher die Deutschen schwer widerstehen können.

Das gilt besonders für das Italienische und für die Idiome, die auf französischem Boden entstan-

den sind und schon im hohen Mittelalter ihren vollen Duft von Köstlichkeit und Finesse verbreiten, wie etwa Wolfram von Eschenbach bezeugt.

Beide Sprachen haben mit ihren Moden der Lebensart und der Literatur zeitweise berückend auf uns gewirkt. Sie haben in Gestalt neuer Ausdrucksmodelle, Fremd- und Lehnwörter ein beachtliches Maß an indirekter und neuartiger Latinität vermittelt und unser Ausdrucksvermögen bereichert.

Das ist es, was man als doppeltes Rezeptionsverhältnis in der deutschen Sprache bezeichnen könnte. Wir leben seit alters mit zwei durchaus unterschiedlichen Anteilen von vermittelter Latinität: mit dem alten Fach- und Bildungslatein der Kirche, der Schulen und Bücher - und dann zweitens mit dem nach Wahl und Lust ergriffenen (und nach und nach „gespeicherten“) Latein-Anteil der Romanität. Dieser Anteil hat sich gelegentlich verdichtet, wofür es bekannte Beispiele gibt wie etwa die Bank-Fachsprache, das monetale Idiom, das stark vom Italienischen her, oder die Militär-Fachsprache, die weithin von französischer Latinität bestimmt war.

Doch sind die beiden Stränge nicht ohne Korrelation. Denn: dass wir Deutschsprachigen z. B. dem Französischen und seinen durch Jahrhunderte wirkenden Verlockungen „standgehalten“ haben, dass wir – sprachlich wohlgerne – nicht an Frankreich gefallen sind: diese deutsche Besonnenheit hängt letztlich auch damit zusammen, dass wir jederzeit eine hinreichende eigene lateinische Kompetenz besaßen, um zu bemerken, mit welchem Wasser die romanischen Delikatessen gekocht waren. Sie ermöglichte uns jene Kenntnis und Distanz, die vor der sprachlichen Selbstpreisgabe schützen konnte.

Wir mussten aber um mitzuhaltenden, – simpel gesagt – mehr und ernsthafter Latein studieren, mehr Nachdruck investieren, als unsere romanisch begünstigten Nachbarn. Man kann auch sagen: Wir mussten entschiedener zweisprachig leben als jene. Ich erinnere mich an einen höheren Postbeamten mit intakter Gymnasialausbildung, der um 1960 als Pensionär noch den ganzen Horaz auswendig vortragen konnte. Im Rückblick muss man sagen: Dies war der Weg unserer geistigen Selbsterhaltung in karger Zeit.

C) Indirekte Latinität aus dem Angelsächsischen

Um aber zur Gegenwart zu kommen: Das Französische ist abgelöst worden. Die Rolle der modisch-verführerischen Fremdsprachenvermittlung übernehmen für uns seit 200 Jahren zunehmend die Angelsachsen von diesseits und jenseits des Ozeans. Und man darf annehmen, dass der starke romanische Anteil des Englischen, seine Latinität also, diesen sprachlichen Wirkungszauber mit erklärt, wenn nicht sogar vor allem bedingt.

Bildet der angelsächsische Druck eine Gefahr für die sprachliche Identität der Deutschen? Nach den Erfahrungen unserer „französischen“ Epoche möchte man solche Bedenken verneinen. Aber Vieles ist heute anders. Vor allem: Unser bewährtes Gegengewicht, unser Rückhalt an eigener Latinität, ist nach den neuen schulischen Regelungen im Schwinden begriffen. Natürlich gibt es auch für Angelsachsen und Romanen selbst vergleichbare Probleme der schulischen Ausbildung. Aber sie liegen doch anders und wiegen leichter.

Beispiele für den kurzen Weg der Angelsachsen zur Graecolatinität, für den zwanglosen Zusammenfall von Sprache und Terminologie, – jeder kennt sie, besonders aus der Medizin. Da gibt es die „*Bovine Spongiform Encephalopathy*“, abgekürzt BSE, die Rinderseuche. Es handelt sich um einen durchgehend graecolateinischen Ausdruck, wobei zwei Elemente (*bovine* und *spongiform*) zugleich der englischen Umgangssprache angehören. Nicht anders bei der ebenso weltverbreiteten Form „*Acquired Immune Deficiency Syndrome*“, allenthalben akzeptiert als AIDS.

Solchem mühelosen terminologischen Gebaren haben wir in unserem Land ohne solide Lateinkompetenz nicht mehr viel zur Seite zu stellen. Und bald wird es bei unseren Schülern, wenn sie denn noch mit lateinischen Vokabeln zu tun bekommen, der Ehrgeiz sein, dann gleich deren englische Aussprache zu lernen. Ein Gefühl verbreitet sich, als ob der antike Direktbezug eine angelsächsische Domäne geworden sei.

Man findet diese Umorientierung in vollem Gang, wenn man einmal auf die Betonung unserer gewohnten graecolateinischen Fremdwörter im Deutschen achtet. Fremdwörter wohlgerne, die ein altes Bürgerrecht in unserer Spra-

che besitzen. Da gibt es einen verblüffenden Wandel.

Zu meiner Studienzeit betonte man z. B. noch die Vokabel „absolút“ auf der letzten Silbe, getreu nach der lateinischen Dreisilbenregel (ausgehend von *absolútus*). Heute hält es bald jedermann mit den Engländern und betont *ábsolut* (*ábsolute*, *ábsolutely*). Auf ähnlichem Weg befindet sich eine große Zahl weiterer lateinischer und graecolateinischer Fremdwörter im Deutschen.

Ich erinnere an *Módel* für *Modéll*, an *módern* für *modérn*. Die antike Götterwelt sogar ist mitbetroffen: *Néptun* gilt heute für *Neptún* und *Vúlkan* für *Vulkán* (ebenso als Gott wie als Berg). – Weiter lässt diese anglogene Akzentverschiebung sich beobachten bei *áktiv*, *áktuell*, *Démokrat*, *Déntist*, bei *Dépot*, *Díplomat*, *Égoist*, *Índustrie*, *ínfantil*, *ímitieren*, *Íntellekt*, *kómpetent*, *kóntemplativ*, *Kóntext*, *Líteratur*, *nátional*, *Quálität*, *rátional*, *Sýmpathie*. Sie alle, und viele weitere, werden im Sinne der englischen Anfangsbetonung neuerdings umbetont oder sind auf dem Wege dazu. Dabei sei nicht verschwiegen, dass die anglogene Unbetonung einhergeht mit einem allgemeineren Trend, den man als neuen Schub in der germanisch-deutschen Neigung zur Anfangsbetonung bezeichnen könnte. Sie betrifft nicht allein die Fremdwörter mit angelsächsischen Entsprechung. Die letztere könnte man andererseits auch so einschätzen, dass wir Deutschen eine „germanische“ Umbetonung lateinischen Sprachgutes, in welcher die Engländer uns voraus waren, nunmehr nachholen.

D) Kumulation von Formen indirekter Latinität in der Gegenwart

Wir sprachen vom Rückgang direkter Lateinkenntnisse aufgrund der schulischen Situation, der uns im deutschen Sprachbereich zur Unzeit trifft. Nämlich gerade zum Zeitpunkt der großen terminologischen Expansion, wo in vielen Lebensbereichen die Fachwörter- und Sondersprachen mitzureden, mitzumischen beginnen. Dergleichen gab es noch nie. Und es bedeutet *in praxi*, dass es wiederum die Angelsachsen sind, welche uns die Graecolatinität der Fachsprachen sowie den technisch-soziologischen Gegenwarts-

jargon zusammen mit dem Englischen gleich mitliefern. Der Unterschied zu allem Früheren liegt darin, dass die gegenwärtige (englische) Fremdsprachenattraktion sich mit unserem erhöhten Fachsprachenbedarf trifft und summiert. Einfacher gesagt: Punkt A) und C) unserer Aufstellung wachsen zusammen.

Damit tritt das Kuriosum ein, dass die Graecolatinität dem Hauptteil unseres vom schulischen Latein befreiten Nachwuchses vor allem in seiner angelsächsischen Gestalt, als einer Art von Englisch also, begegnet. Und in dieser Gestalt höchst verlockend. Der für das Heute kennzeichnende Fachsprachen-Hunger verbindet sich unwiderstehlich mit dem modischen Sprachgenuss des Angelsächsischen. Wirtschaft und Werbung quellen über von Beweisen. Treffend sprach die F.A.Z. kürzlich z. B. vom „Anglokauderwelsch des Sportartikelhandels“.

Die Umbetonung unserer Fremdwörter, von der oben die Rede war, ist bei alledem ein Randphänomen. Aber eines mit besonderer Bezeichnungskraft für unsere bedrohte Latinität und sprachliche Distinktion. In Funk und Fernsehen bildet das unscheinbare Akzentgeschehen eine allgegenwärtige Warnung, dass die deutsche Hochsprache als Bildungsträger im ganzen bedroht sei könnte.

E) Schlussteil und Thesen

Die vorliegende Betrachtung beschränkt sich auf Sprachliches. Ausgespart, aber nicht beiseitegesetzt, bleiben die nach wie vor überlegenen Argumente, die unser allgemeines kulturelles Erbe und seine Einbettung in die Graecolatinität betreffen. Die Werte vor allem, die in Literatur und Kunst von der Antike her uns zugereicht werden und die Grundlage des gemeinsamen europäischen Geistes bilden: Die Fragen der Freiheit, der Gerechtigkeit, des Humanen; die Möglichkeiten von Gestaltung und Klassik; das Tragische, das Epische, die Wahrheit und die Geschichte; die literarischen Gattungen als Medien der Begegnung von Seele und Welt (um nur die bedeutendsten zu nennen). Sprache und Wortschatz sind dem allem untergeordnet, aber in bestimmtem Sinn auch voraus.

Oben wurde angedeutet, dass die von Geburt und Muttersprache her fehlende und danach nur gemäß wechselndem Zeitgeschmack vermittelte Romanität für uns Deutsche seit alters ein mehr oder minder bewusstes Motiv bildete, die klassische Latinität zu pflegen. Als Gegengewicht sozusagen und als ausgleichendes *continuum*. Dies Motiv verstärkte sich, wurde zum bewussten Imperativ, je mehr der Verführungscharakter der von außen kommenden Romanität, die sich ja ihrerseits in Fluss und Entwicklung befindet, auf uns einwirkte.

Eine nachdrückliche Reaktion dieser Art gab es im 18. Jahrhundert gegenüber der Literatur-, Bühnen- und Aufklärungsmächtigen französischen Geistesart. Die deutschsprachige Selbstfindung und Selbst-Wahrung, wie sie durch einen Neueinsatz in der klassischen Antike bei Winckelmann und Goethe gelang – , dieser neue Direktbezug zur Graecolatinität war mit provoziert durch überstarken kulturellen Druck vonseiten der Franco-Romanität.

Analogien der Reformationszeit drängen sich auf, weitere 250 Jahre zurück. Damals kam zum romanischen Andringen von außen eine allzusehr ins Selbstverständliche verkommene Latinität des Mittelalters auch bei uns. Beides begünstigte die Wiedergeburt der klassischen Graecolatinität, die der Epoche den Namen gab, und war unabdingbare Voraussetzung dafür, dass die deutsche Sprache selbst nunmehr den Schritt zur kulturellen Hochsprache tun konnte.

Ich möchte in Thesenform, nicht zuletzt mit Blick auf den gymnasialen und universitären Lateinunterricht, zusammenfassen:

- Latein ist nicht eine Fremdsprache – gar „tote“ Fremdsprache unter anderen, sondern die fundamentale und hochlebendige Ausgangssprache für die wichtigsten europäischen Völker. In ihm liegen die Anfänge und Höhen unserer gemeinsamen Kultur. Das bringt für Deutschsprachige und für Romanen freilich unterschiedliche Konsequenzen.

- Dass wir Deutschen nicht genuin zur sprachlich romanischen Gruppe gehören, dispensiert uns nicht vom Umgang mit den antiken Sprachen, sondern legt uns umgekehrt eine besondere Verantwortung und Verarbeitungslast auf.

- Wir sind gegenüber den unsere technische Zivilisation weithin sprachlich beherrschenden Angelsachsen in einer eher benachteiligten Situation, wofern es gilt, auch nur den Stand unserer gewachsenen Sprache und Eigenkultur zu halten. Das lehrt ein Blick auf die Geschichte ebenso wie auf die Medienentwicklung der Gegenwart.

- Wir brauchen, wie einst, eine eigene, betonte Graecolatinität als Gegengewicht zu der angeborenen Latein-Affinität der Romanen und Angelsachsen. Dies umso mehr, als ein anglo-amerikanisches Fachwörter- und Fachsprachenlatein, eine sprachliche Antike aus zweiter und dritter Hand, übermächtig und verwirrend bei uns im Kommen ist.

- Ein Kompetenzverlust in der eigenen deutschen Sprache wurde schon lange von den Gegnern des Lateinverzichts befürchtet. Man sorgte sich vor allem um die grammatisch-logischen Fähigkeiten des Nachwuchses. Inzwischen geht es um weit mehr. Was uns droht, sind Verluste an Wortschatz, an Sachen und Sachlichkeit, an zeitgemäßem Ausdrucksvermögen, ja an der Weltfähigkeit der künftigen deutschen Sprache überhaupt.

- Ein Latinums-Verzicht gerade für heranwachsende deutsche Humanisten, wie ihn etwa Th. Berchem vorschlägt, wäre ein schlimmes Paradoxon, zumal das Latinum selbst bereits ein Produkt willfährigen Verzichtes darstellt. Umgekehrt müssten Anteil und Gründlichkeit der schulischen Latinität in Deutschland das traditionelle Maß des 19. Jahrhunderts wieder erreichen, wenn Deutsche im europäischen Miteinander bestehen wollen.

- Unsere Frage sei nicht: Wie weit können wir im Lateinverzicht gehen, sondern umgekehrt: Wie finden wir zum einstigen Qualitätsstand zurück? Denn: Graecolatinität ist mehr gefordert als je zuvor. Einmal durch das unaufhaltsame Vordringen des technologischen und technoiden Fachsprachenwesens. Zweitens – und damit verflochten – durch die weiter zunehmende Dominanz der angelsächsischen Sprache, die als aktuelle Vermittlerin antiken Sprachgutes unseren Direktbezug zur Latinität zu ersetzen und damit zu unterbinden droht. – Man wird mich, denke ich, nicht als einen Gegner des deutsch-angelsächsi-

schen Austausches missverstehen. Aber die Herstellung des genannten Bezuges kann uns niemand abnehmen. Er kann nur aus Eigenleistung

und eigener Mühe erwachsen. Und wo der Direktbezug nicht mehr gegeben ist, stirbt uns ein Stück Wahrheit.

WALTER WIMMEL, Marburg

An der Kirchlichen Hochschule Wuppertal ist zum 1.4.2000 die Stelle
eines Dozenten/einer Dozentin für Griechisch und Latein

(Nachfolge Wilhelm Köhler)

zu besetzen.

Der Bewerber/die Bewerberin soll im Fach Klassische Philologie die Fakultas für die Sekundarstufe II (Erstes und zweites Staatsexamen) besitzen. Eine Promotion im Fach Klassische Philologie oder ein Examen im Fach Evangelische Theologie ist erwünscht.

Erwartet wird die Erteilung des Sprachunterrichts (einschließlich Feriensprachkurs), der zur Vorbereitung auf das Graecum und Latinum erforderlich ist, sowie die Wahrnehmung von Prüfungsaufgaben. Ferner sind regelmäßig Lehrveranstaltungen zur griechischen und lateinischen Literatur anzubieten.

Der Sprachunterricht ist eng auf das Theologiestudium bezogen. Daher orientiert sich der Griechischunterricht weitgehend am hellenistischen Griechisch. Die Sprachkurse und Prüfungen werden in Absprache und Zusammenarbeit mit einem Fachkollegen durchgeführt. Das vorgesehene Stundendeputat lässt Raum zur wissenschaftlichen Weiterarbeit und einer auf die Theologie bezogenen Lehrtätigkeit.

Es handelt sich um eine Kirchenbeamtenstelle der Evangelischen Kirche im Rheinland, die nach A 13 / A 14 bewertet ist. Es wird erwartet, dass der Dozent / die Dozentin in der Nähe der Hochschule wohnt: Bei der Suche nach einer entsprechenden Wohnung ist die Hochschule behilflich.

Die Kirchliche Hochschule Wuppertal ist bestrebt, den Anteil von Frauen in Forschung und Lehre zu erhöhen. Qualifizierte Frauen sind nachdrücklich aufgefordert, sich zu bewerben.

Bewerbungen mit den üblichen Unterlagen sind bis zum 20.10.1999 an das Rektorat der Kirchlichen Hochschule Wuppertal, Missionsstraße 9b, 42285 Wuppertal, zu richten.

Der „andere“ Martial - eine Leseprobe

Man kann die 1557 Gedichte des Epigrammatikers wie einen Gesellschaftsroman in Aphorismen lesen; Mosaiksteinchen gleich fügen sie sich fast von selbst zu einem facettenreichen Gesamtbild zusammen, in das die Reaktionen des Dichters auf seine Zeit und auf einen ungemein voraussetzungsreichen persönlichen, literarischen und gesellschaftlichen Hintergrund eingegangen sind. Die thematische Vielfalt in ihrer Mischung von Fiktionalem und Realem, von Präziosen und Banalem, von Empfindsamem und Obszönem, von Witzigem und Geschmacklosem, von Tief-sinnigem und Leichtfertigen, all das wirkt auf uns heute irgendwie ‚postmodern‘ aktuell. In ihrer formalen Vollkommenheit gleichen Martials Epigramme Monaden: Sie haben keine Fenster, und sie lassen auch niemanden ohne weiteres hinein; und doch gestatten sie bisweilen einen Blick hinter die vielfältigen Masken und Maskeraden des Dichters und lassen einen empfindsamen und nachdenklichen Menschen erahnen, der nicht nur ein Meister der Entlarvung und der Satire ist, sondern auch der praktischen Lebensweisheit - und ein Mensch auf der Suche nach dem gelingenden Leben.

In meiner kleinen Martial-Präsentation stelle ich zehn Gedichte aus verschiedenen Büchern vor.¹ Die Auswahl ist nicht repräsentativ, doch werden darin einige von den Themen und Lebenshaltungen angesprochen, die für Martials Epigrammatik charakteristisch sind: Freundschaft, Todesgewissheit, Literaturkritik, Heimatliebe, seine Fähigkeit zu detailgenauer Beschreibung und zur Ironisierung von Situationen. Ich meine, es ist an der Zeit, Martial im Kontext der Schulautoren den Platz einzuräumen, der ihm als einem der Großen der lateinischen Literatur zukommt. Die derzeit weltweit einsetzende Martial-Renaissance und -Rezeption gibt dafür deutliche Signale.²

1. Memento mori (II 59)

*Mica vocor: quid sim cernis, cenatio parva:
ex me Caesareum prospicis ecce tholum.
frange toros, pete vina, rosas cape, tinguere nardo:
ipse iubet mortis te meminisse deus.*

„Kleiner Bissen“ nennt man mich; was ich bin, siehst du: ein kleiner Raum zum Speisen. / Von mir aus blickst du, schau nur, auf das Mausoleum der Caesaren. / Lass dich in die Polster fallen, bestelle Weine, greif nach den Rosen, beträufle dich mit Nardenöl! / Der Gott selbst fordert dich auf: Denk an den Tod!

Die bescheidene (*cenatio parva*) ‚Imbissstube‘ bildet zu dem Rundbau (*tholus*: v. 2) des *Mausoleum Augusti* auf dem Marsfeld einen starken und bewussten Kontrast; Wein, Rosen und Nardenöl sind Ingredienzien eines typischen Gelages; die Pointe ist die gleiche wie V 64,5-6: „Zu leben mahnen uns die Mausoleen ganz in der Nähe, da sie uns belehren, dass selbst Götter sterben können.“ Der epikureisch bescheidene Lebensgenuss-Moment in der Imbissstube resultiert aus der Todesgewissheit, die sich – eine provokante Nuance – gerade im Blick auf die ‚sterblichen Götter‘ im Kaiserpalast – als unabwendbar erweist.³

2. Der Landsitz des Julius Martialis (IV 64)

*Iuli iugera pauca Martialis
hortis Hesperidum beatiora
longo Ianiculi iugo recumbunt:
lati collibus eminent recessus
5 et planus modico tumore vertex
caelo perfruitur sereniore
et curvas nebula tegente valles
solus luce nitet peculiari;
puris leniter admoventur astris
10 celsae culmina delicata villae
hinc septem dominos videre montis
et totam licet aestimare Romam,
Albanos quoque Tusculosque colles
et quodcumque iacet sub urbe frigus,
15 Fidenas veteres brevesque Rubras,
et quod virgineo cruore gaudet
Annae pomiferum nemus Perennae
illinc Flaminiae Salariaeque
gestator patet essedo tacente,
20 ne blando rota sit molesta somno,
quem nec rumpere nauticum celeuma
nec clamor valet helciariorum,*

*cum sit tam prope Mulvius sacrumque
lapsae per Tiberim volent carinae.*

25 *hoc rus, seu potius domus vocanda est,
commendat dominus: tuam putabis,
tam non invida tamque liberalis,
tam comi patet hospitalitate:
credas Alcinoi pios Penates*

30 *aut facti modo divitis Molorchi
vos nunc omnia parva qui putatis,
centeno gelidum ligone Tibur
vel Praeneste domate pendulamque
uni dedite Setiam colono,*

35 *dum me iudice praeferantur istis
Iuli iugera pauca Martialis.*

Die wenigen Morgen des Julius Martialis, / prächtiger noch als die Gärten der Hesperiden, / liegen am langgestreckten Berghang des Janiculum. / Weite Refugien erheben sich auf den Hügeln, /5/ und der flache Gipfel mit seiner geringen Erhöhung / genießt ein besonders heiteres Himmelsblau: / Während der Nebel die Talmulden einhüllt, / leuchtet jener allein in ungewöhnlichem Lichte. / Zu den klaren Sternen steigt sanft /10/ der reizende Giebel des hochragenden Landhauses empor. / Von der einen Seite kann man die sieben beherrschenden Hügel sehen / und ganz Rom würdigen, / desgleichen die Albaner- und Tuskerberge / und alle kühlen Orte in der Umgebung der Stadt: /15/ das alte Fidenae und das kleine Rubrae / und den obstreichen Hain der Anna Perenna, / der sich am Jungfrauenblut erfreut. / Von der anderen Seite ist auf der Via Flaminia und der Salaria / der Reisende zwar zu sehen, doch ohne dass man den Wagen hört, /20/ so stört kein Rad den sanften Schlaf (der Hausbewohner); / den vermögen auch keine Ruderkommandos oder Rufe von Treidlern zu unterbrechen, / obwohl die Mulvische Brücke so nahe ist und durch den heiligen / Tiber die Schiffskiele schnell dahingleiten. /25/ Diesen Landsitz, den man besser ein Palais nennen sollte, / macht sein Herr empfehlenswert. Du wirst ihn für deinen eigenen halten: / so großzügig, so einladend, / mit so liebenswerter Gastlichkeit steht er offen. / Du fühlst dich wie in dem gastfreundlichen Heim des Alkinoos /30/ oder des Molorchus, kurz nach-

dem er reich geworden ist. / Ihr aber, die ihr das alles jetzt für unansehnlich haltet, / bearbeitet nur mit hundert Hacken das eiskalte Tibur / oder Praeneste, und übergebt die Hänge / von Setia an einen einzigen Pächter, /35/ wo doch – so mein Urteil – all dem vorzuziehen sind / die wenigen Morgen des Julius Martialis.

Von 4,64, einem der schönsten, aber auch kompliziertesten Gedichte Martials, kann hier nicht mehr als ein Eindruck vermittelt werden; ich begnüge mich mit einigen Hinweisen.

Der Adressat des Gedichtes, Julius Martialis, ist einer der engsten Freunde des Dichters; ihm ist u. a. das Gedicht 1,15 gewidmet, eine Mahnung an den Freund, das Leben nicht zu verschieben, sondern heute schon zu leben: *vive hodie!* Wir begegnen ihm nachher wieder als dem Besitzer einer Privatbibliothek, in der auch unser Dichter seinen Platz finden möchte. Die v. 4 genannten *recessus* sind wohl als *loca amoena* gestaltete stille Winkel oder Plauschecken, Orte der Zurückgezogenheit, Gartenpavillons o. ä.

Die altrömische Frühlingsgöttin Anna Perenna v. 16-17 wurde mit einem ausgelassenen Frauenfest gefeiert; *virgineo cruore* v. 16 ist nicht sicher gedeutet: Menarche? Deflorationsblut? – Bei dem Tagelöhner Molorchus v. 30 kehrte Herkules auf dem Weg zum Nemeischen Löwen ein; Tibur v. 32 wurde wegen seines kühlen Klimas, Praeneste v. 33 wegen seiner Schönheit, Setia v. 34 wegen des Weinbaus geschätzt.

Mit *vos nunc* v. 31 wird die ‚Peripetie‘ eingeleitet, das belastende Großgrundbesitzertum den stadtnahen *pauca iugera* gegenübergestellt – ein Bekenntnis nicht nur zu dem gastlichen und der Muße zugewandten Freund, sondern auch zu einer epikureischen Lebensweise, die sich absetzt von den strapaziösen Allüren reicher Grundherren.

Stadtnah, den Menschen zugewandt, überschaubar, frei von Stress und von Sorgen, ein mythennahes Gartenparadies, zwischen König und Kärner, Alkinoos und Molorchus, plaziert – so stellt sich der Dichter eine gelingende Lebensform vor.

3. Othos Größe im Tod (VI 32)

*Cum dubitaret adhuc belli civilis Enyo
forsitan et posset vincere mollis Otho,
damnavit multo staturum sanguine Martem
et fodit certa pectora tota manu.
sit Cato, dum vivit, sane vel Caesare maior:
dum moritur, numquid maior Othone fuit?*

Als die Furie des Bürgerkrieges noch unentschieden war / und der weichliche Otho wohl noch hätte siegen können, / da verwarf er den Krieg, der noch viel Blut kosten würde, / und durchbohrte mit sicherer Hand tief seine Brust. / Zugegeben, Cato war vielleicht, solange er lebte, größer sogar noch als Caesar: / Doch als er starb, war er da etwa größer als Otho?

Zur Situation: Kaiser Otho hatte im Jahr 69, obwohl seine militärische Lage keineswegs aussichtslos war, Selbstmord begangen, statt den Bürgerkrieg gegen die Truppen des Vitellius fortzusetzen; der jüngere Cato, entschiedener Gegner Caesars, hatte sich nach dem Untergang der Republik im Jahr 48 in der Nähe von Karthago umgebracht.

Selber sterben, als Appell an das Leben, statt andere für sich sterben zu lassen, darin zeigt Otho eine Größe, die über den klassischen Selbstmord als politische Aktion hinausgeht, denn Otho starb nicht für ein Prinzip und auch nicht aus Protest gegen einen historischen Wandel, vielmehr wählte er den eigenen Tod, um das Leben anderer zu schonen. Martials entschiedener Appell an das Leben findet im Sterben Othos um des Lebens willen eine paradoxe Steigerung.

4. Die Bibliothek des Julius Martialis (VII 17)

*Ruris bibliotheca delicati,
vicinam videt unde lector urbem,
inter carmina sanctiora si quis
lascivae fuerit locus Thaliae,
5 hos nido licet inseras vel imo,
septem quos tibi misimus libellos
auctoris calamo sui notatos:
haec illis pretium facit litura.
at tu munere delicata parvo
10 quae cantaberis orbe nota toto,*

*pignus pectoris hoc mei tuere,
Iuli bibliotheca Martialis.*

Bibliothek des reizenden Landguts, / von wo aus der Leser auf die nahe Hauptstadt blickt: / falls unter den seriöseren Dichtungen / noch Platz ist für meine leichtfertige Thalia, / dann magst du in einer Nische, und sei's auch im untersten Fache, /5/ die sieben Büchlein einreihen, die ich dir schickte, / nachdem sie vom Schreibrohr ihres Verfassers verbessert sind: / Diese Korrektur macht ihren Wert aus. / Du aber, die mein kleines Geschenk als reizend /10/ besingen und in der ganzen Welt bekannt machen wird, / bewahre dies Unterpfand meiner herzlichen Zuneigung auf, / Bibliothek des Julius Martialis!

Angeredet wird die Bibliothek des Julius Martialis, dieses engsten Freundes unseres Dichters, der Ort ist wiederum das IV 64 gerühmte Landgut auf dem Janiculum.

Die von Schreibsklaven angefertigten Exemplare wiesen viele Fehler auf, die vom Autor selbst vorgenommenen Verbesserungen (v. 7) verliehen daher einem Buch einen höheren Authentizitätswert.

Freundschaft kann nur unter gleichwertigen Partnern bestehen, Gegenseitigkeit im Geben und Nehmen ist dafür unerlässlich, und so entspricht die Bitte, den sieben Büchern ein Plätzchen zu reservieren, dem Anspruch, mit diesem Dedikationsgedicht eben diese Bibliothek in der ganzen Welt bekannt zu machen: *orbe nota toto*, eine Wendung, die fast wörtlich wiederkehrt in dem stolzen und programmatischen Bekenntnis I 1:

*Hic est quem legis ille, quem requiris,
toto notus in orbe Martialis
argutis epigrammaton libellis.*

Einen feinen Zug sehe ich darin, dass die Bibliothek es ist, die angeredet wird, dass ihr, und nicht unmittelbar ihrem Besitzer, das Widmungsgedicht zugedacht ist – ein schönes und diskretes Zeichen der Freundschaft unter Gleichgesinnten, bei denen Geben und Nehmen so zwanglos wie unbefangen erfolgen können, weil jede Seite sich ihres Wertes bewusst ist.

5. An einen Kritiker, der dreißig Epigramme pro Buch für schlecht hält (VII 81)

*„Triginta toto mala sunt epigrammata libro.“
si totidem bona sunt, Lause, bonus liber est.*

Das epigrammatische Ich verfügt über eine realistische Selbsteinschätzung: In VII 90 begegnet es dem Vorwurf eines Kritikers, das Buch sei qualitativ ungleich, mit der Feststellung, gleichmäßig sei nur ein Buch, das schlecht ist, wer ihm also Ungleichmäßigkeit vorwerfe, mache ihm stillschweigend ein Kompliment. Wenn der Dichter nun darauf insistiert, dass 30 gute Gedichte bereits ein gutes Buch (das ja durchschnittlich 90 – 100 Epigramme enthält) ausmachen, dann ist der Vorwurf: dreißig davon sind schlecht, ein ausgesprochenes Kompliment, weil doppelt so viele Gedichte gut sind, wie der Dichter für sich selbst annimmt. So schlägt man einem Kritiker das Argument aus der Hand und macht, ohne sich ausdrücklich zu loben, ein Eigenlob daraus.

6. Das geschenkte Gütchen (XI 18)

*Donasti, Lupe, rus sub urbe nobis;
sed rus est mihi maius in fenestra.
rus hoc dicere, rus potes vocare?
in quo ruta facit nemus Dianae,
5 argutae tegit ala quod cicadae,
quod formica die comedit uno,
clusae cui folium rosae corona est;
in quo non magis invenitur herba
quam Cosmi folium piperve crudum;
10 in quo nec cucumis iacere rectus
nec serpens habitare tota possit.
urucam male pascit hortus unam,
consumpto moritur culix salicto,
et talpa est mihi fossor atque arator.
15 non boletus hiare, non mariscaae
ridere aut violae patere possunt.
finis mus populatur et colono
tamquam sus Calydonius timetur,
et sublata volantis ungue Procnus
20 in nido seges est hirundinino;
et cum stet sine falce mentulaque,
non est dimidio locus Priapo.
vix implet cocleam peracta messis,
et mustum nuce condimus picata.
25 errasti, Lupe, littera sed una:*

*nam quo tempore praedium dedisti,
mallem tu mihi prandium dedisses.*

Ein Landgut am Stadtrand hast du mir geschenkt, Lupus, / doch ein größeres Landgut habe ich vor meinem Fenster. / Kannst du Landgut dazu sagen, Landgut nennen, / worin eine Raute den Hain Dianas darstellt, /5/ das der Flügel einer zirpenden Zikade zudeckt, / das eine Ameise an einem einzigen Tag abfressen kann, / dem das Blatt einer geschlossenen Rose eine Girlande ist? / Worin man nicht mehr an Kräutern findet / als für Cosmus ein Blatt oder grünen Pfeffer, /10/ worin weder eine Gurke gerade liegen / noch eine Schlange in voller Länge hausen könnte. / Eine einzige Kohlraupe nährt der Garten kaum, / eine Mücke stirbt, wenn sie den Weidenzweig verzehrt, / und der Maulwurf ist mir Erdarbeiter und Pflüger. /15/ Nicht kann ein Pilz sich öffnen dort, / nicht können Feigen prangen oder Veilchen sich entfalten. / Eine Maus verheert mein Gelände, und der Pächter / fürchtet sie wie den Kalydonischen Eber; / von Proknes Krallen im Flug fortgetragen, /20/ ist die Saat im Schwalbennest; / und ob er auch ohne Sichel und Schwanz dasteht, / kein Platz ist mehr für einen halben Priap. / Kaum füllt ein Schneckenhaus die eingebrachte Ernte, / und den Most bringe ich in einer verpichteten Nusschale unter. /25/ Du hast dich geirrt, Lupus, doch nur in einer Silbe: / denn als du mir damals das Grundstück gabst, / hättest du mir lieber ein Frühstück geben sollen.

Das Landgut am Stadtrand ist kaum identisch mit dem Nomentanum Martials, sondern wohl poetische Fiktion, deren Witz in der Kaskade von Bildern grotesker Untertreibung besteht. Cosmus (v. 9) ist der stadtbekanntes Parfüm- und Essenzhändler; köstlich die Vorstellung von der Maus, die maßstabsgetreu als mythischer Eber auftritt; Schlusspointe ist das Wortspiel *praedium / prandium*, womit der irrealer Wert des Grundstückes nicht mehr weiter minimiert werden kann: Es ist nicht einmal eine Mahlzeit wert.

7. Zufriedenheit in meinem kleinen spanischen Königreich (XII 31)

*Hoc nemus, hi fontes, haec textilis umbra supini
palmitis, hoc riguae ductile flumen aquae,
prataque nec bifero cessura rosaria Paesto,
quodque viret Iani mense nec alget holus,
quaeque natat clusis anguilla domestica lymphis,
quaeque gerit similes candida turris aves,
munera sunt dominae: post septima lustra reverso
has Marcella domos parvaque regna dedit.
si mihi Nausicaa patrios concederet hortos,
Alcinoos possem dicere, malo meos.*

Dieses Wäldchen hier, diese Quellen, dieser Schatten, von überhängenden / Reben gewebt, dieser künstlich geleitete Fluss mit seiner bewässernden Flut, / die Wiesen und Rosengärten, die der zweimaligen Blüte Paestums nicht nachstehen müssen, / der Kohl, der im Januar grünt und nicht erfriert, /5/ der Aal aus heimischer Zucht, der in geschlossenem Teiche schwimmt, / und der weiße Turm, der Vögel von ähnlicher Farbe beherbergt, / all das sind Geschenke der Herrin: Dem nach sieben Jahrfünften Zurückgekehrten / gab Marcella dieses Haus und dieses kleine Königreich. / Würde mir Nausikaa die Gärten ihres Vaters überlassen, /10/ könnte ich zu Alkinoos sagen: „Meine sind mir lieber.“

Nach seiner Rückkehr in die spanische Heimat hatte Martial in der gebildeten und vermögenden Marcella eine großzügige Patronin gefunden, die ihm, wie das Gedicht zeigt, einen Landsitz ganz nach seinem Geschmack schenkte. So rundete sich der Kreis seines Lebens, kurz bevor er um das Jahr 104 starb.

Die Einheit des Gedichtes beruht nicht so sehr auf dem Blick aus der Totale auf das Landgut; was wie die Beschreibung einer Idylle aus Natur und Menschenwerk beginnt, öffnet sich zu ‚Bildern‘ des Dankes, welche die Verse mit der Wiedergabe konkreter Einzelheiten in eine beglückende emotionale Atmosphäre eintauchen. Nicht nur um materielle Güter geht es hier, sondern vor allem um den Ausdruck eines gelingenden zwischenmenschlichen Bezuges: Alles an diesem Landgut erinnert an die Person, die es schenkte. Gleichwohl schließt das Gedicht als Epigramm

mit einer Pointe, die aber ganz zart gesetzt ist und das Humanum verwirklicht, wie es sich der Dichter für den gelingenden Umgang in einer freundschaftlichen Beziehung wünscht: *Esprit de finesse*, der sich in einer kokettierenden mythischen Anspielung verrät (*si mihi Nausicaa ...*), tritt an die Stelle provozierender Komik; und indem er die sprichwörtliche Gartenpracht des Phäakenkönigs Alkinoos in einer kaum merklichen Synekdoche auf dessen Tochter überträgt, die – ein mythologisches Adynaton – den Reichtum ihres Vaters zu verschenken hätte, evoziert er das Bild des nach vielen Irrungen heimkehrenden (und noch nicht angekommenen) Odysseus, der in verhaltener Liebe zu der ihn ‚erlösenden‘ Königstochter aufschaut – eine Huldigung diskretester Art an die Weiblichkeit seiner Gönnerin.

8. Intensität der Freundschaft bedeutet Intensität von Freude und Leid (XII 34)

*Triginta mihi quattuorque messes
tecum, si memini, fuere, Iuli.
quarum dulcia mixta sunt amaris,
sed iucunda tamen fuere plura;
5 et si calculus omnis huc et illuc
diversus bicolorque digeratur,
vincet candida turba nigriorem.
si vitare velis acerba quaedam
et tristis animi cavere morsus,
10 nulli te facias nimis sodalem:
gaudebis minus et minus dolebis.*

Vierunddreißig Sommer erlebte ich / mit dir, wenn ich mich recht erinnere, Julius; / dabei war Süßes gemischt mit Bitterem, / doch das Angenehme überwog; /5/ und wenn man alle Steinchen hierhin und dorthin / getrennt nach den zwei Farben sortiert, / wird die weiße Menge die schwarze übertreffen. / Möchtest du manches Bittere vermeiden / und dich vor kummervollen Stichen ins Herz hüten, /10/ dann werde niemandem zu sehr zum Freund: / Du wirst weniger Freude empfinden und weniger Schmerz.

Wieder ist des Dichters engster Freund Julius Martialis angesprochen. Im Kontinuum einer Freundschaft, die seit über dreißig Jahren besteht,

gibt es unweigerlich Höhen und Tiefen, und so wenig hundert ‚gleichmäßige‘ Gedichte alle gleich gut sein können, wo doch schon dreißig gute unter hundert ein gutes Buch ausmachen, so wenig gibt es dreißig gleichmäßig gute Jahre des Miteinander; stets ist Erfreuliches mit Bitterem, Gutes mit Bösem gemischt, und das eine ist ohne das andere nicht zu haben. Der Dichter akzeptiert dieses Lebensgesetz – und lehnt für seinen Teil die (stoische?) Lösung der Unberührbarkeit (*gaudebis minus et minus dolebis*) ab; jedenfalls ist Martial in seiner Freundschaft zu Julius Martialis bereit, den Preis für die Intensität zu zahlen.

In keinem anderen Gedicht kommt man, so meine ich, dem Dichter persönlich näher, ahnt man doch hinter diesen makellosen Versen einen sensiblen und verletzbaren Menschen. Und so ist für mich XII 34 eines der schönsten und bewegendsten Epigramme des Dichters.

Wir beschließen unsere Leseprobe mit zwei Kurzepigrammen aus dem 13. und 14. Buch, die entfernt an japanische Haiku erinnern, jene ostasiatische Art des Distichons, worin flüchtige Impressionen in wenige Worte gefasst werden und das Eigentliche ungesagt bleibt.

Die beiden letzten Bücher erschienen an den Saturnalien der Jahre 84 oder 85. An diesem 5- oder 7-tägigen Winterfest war es Sitte, sich zu beschenken: mit Xenia oder Apophoreta, letzteres unter den Gästen zu verlosende kleine Präsente, die man wohl auch mit witzigen Kurzgedichten versah.

9. Grues / Kraniche (XIII 75)

*Turbabis versus nec littera tota volabit,
unam perdidit si Palamedis avem.*

Du wirst die Formation durcheinanderbringen, und der Buchstabe wird nicht mehr vollständig fliegen, / wenn du von den Vögeln des Palamedes auch nur einen wegnimmst.

Das auf den ersten Blick rätselhafte Distichon erklärt sich über das Verständnis der mythologischen Anspielung. Palamedes, kluger Berater der Griechen im trojanischen Krieg, galt u. a. auch

als Erfinder der Schrift: Er soll auf die Buchstaben D oder U durch Beobachtung der Formation fliegender Kraniche gekommen sein – ein seltsames, aber ‚poetisches‘ Mythologem, wonach die Deutung des Vogelfluges, ein Augurium also, die Alphabetisierung der Menschheit gleichsam inaugurierte.

10. Crepitacillum / eine Kinderklapper (XIV 54)

*Si quis plorator collo tibi vernula pendet,
haec quatit tenera garrula sinistra manu.*

Wenn dir weinend ein in deinem Hause geborenes Sklavenkind am Halse hängt, / dann soll es mit seiner zarten Hand dieses Klappergerät schütteln.

Das Distichon lässt uns etwas erahnen von der emotionalen Atmosphäre in einem römischen Haushalt, in dem der Patron ein weinendes Sklavenkind zu trösten versucht, aber auch von der Unbefangenheit, mit der das kleine Kind sich an den *dominus* hängt, von ihm Zuwendung erwartet und offenbar auch bekommt.

Vielleicht hilft dieses Epigramm ein wenig zum Verständnis der emotionalen Beziehung des Dichters (oder handelt es sich auch hier wieder nur um sein epigrammatisches Ich?) zu Erotion, einem kleinen Sklavenmädchen oder einer Freigelassenen Martials; ihr hat er neben den beiden Grabepigrammen V 34 und X 61 das aufgrund der erotischen Bilder und Konnotationen irritierend schöne Gedicht V 37 gewidmet: *Puella senibus dulcior mihi cycnis*; doch das wäre ein eigenes Thema ...

Anmerkungen

- 1) Übersetzung im Anschluss an: Martial, Epigramme, lateinisch-deutsch, herausgegeben und übersetzt von Paul Barié und Winfried Schindler, Artemis und Winkler (Sammlung Tusculum) 1999, und: Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt 1999.
- 2) Farouk Grewing (Hg.), *Toto notus in orbe*. Perspektiven der Martial-Interpretation, Stuttgart: Steiner 1998, *Palingenesia* Bd. 65, mit Beiträgen zur Martialforschung aus neun Ländern.
- 3) Vgl den wichtigen Aufsatz von Willibald Heilmann: Epigramme Martials über Leben und Tod, in: Farouk Grewing (Hg.), s. Anm. 2, S. 205-219.

PAUL BARIÉ, Annweiler

Heidegger, Seneca, Horaz und die Zeit

Ähnlichkeiten im Denken zwischen Heidegger und Seneca sind wiederholt aufgefallen und beschrieben worden (z. B. von Pirelli). Heidegger hat Seneca anlässlich seiner Entwicklung des Begriffs der „Sorge“ (*cura*) in „Sein und Zeit“ (1927) zitiert und scheint den Terminus dem römischen Weisen entnommen zu haben. Beiden Philosophen geht es denkerisch weniger um Erkenntnistheorie, Logik und andere Bereiche innerhalb der Philosophie, sondern um existentielle Erkenntnis, um Wesentlichwerden, um den Schritt vom Dasein zum Sein oder vom Seienden zur Existenz. Wie sich die Zeitlichkeit in ihrem Denken spiegelt und welche Rolle der Zeit im Dasein des Menschen zukommt, soll hier aus dem Schrifttum beider, sowie dem eher hedonistisch orientierter antiker Autoren, aufgewiesen werden.

Heidegger

Heidegger hat 1924 in der Schrift „Der Begriff der Zeit“ (= BZ) seine Sicht der Zeitlichkeit in ihrem Verhältnis zum Leben des Menschen vorgetragen. Wie verhält sich demnach der durchschnittliche Mensch gegenüber seinem Dasein? Er lebt aus dem „Man“, das heißt, er orientiert sich an den anderen. „Keiner ist in der Alltäglichkeit er selbst. Was er ist und wie er ist, das ist niemand: keiner und doch alle miteinander. Alle sind nicht sie selbst. Dieser Niemand, von dem wir selbst in der A l l t ä g l i c h k e i t gelebt werden, ist das „M a n“. Man sagt, man hört, man ist dafür, man besorgt“ (BZ 13/14). Die meisten richten sich an dem aus, was üblich, jetzt gerade interessant, derzeit sehens- und lesenswert, modisch ist. „Das Dasein ist in der Alltäglichkeit nicht das Sein, das i c h bin, vielmehr ist die Alltäglichkeit des Daseins dasjenige Sein, das m a n ist“ (BZ 22).

Wie kommt das „Man“, dem man im Alltag verfällt, zu sich selbst? Wie löst es sich, außer sich seiend wie es ist, von dem Gerenne, Gehetze, Gerede und begibt sich zu sich? Indem es seiner Zeitlichkeit innewird. Die Zeitlichkeit aber des Daseins ist die Spanne zwischen Geburt, näherhin zwischen Jetzt und Tod. Zwar ist sich jeder seines Endes bewusst, zumeist jedoch in

uneigentlicher Form. „Das Dasein, immer in der Jeweiligkeit des jemeinigen, weiß um seinen Tod, und das auch dann, wenn es nichts von ihm wissen will. ... Das Dasein hat selbst die Möglichkeit, seinem Tod auszuweichen“ (BZ 17).

Jedoch vermag es sich diese äußerste Möglichkeit seines Daseins als bevorstehend anzueignen, den Tod denkend als eigene und unabweibare Wirklichkeit vorwegzunehmen. „Was ist dieses: *je den eigenen Tod haben? Es ist ein Vorlaufen des Daseins zu seinem Vorbei als einer in Gewißheit und völliger Unbestimmtheit bevorstehenden äußersten Möglichkeit seiner selbst*“ (BZ 17). Zu dem Ereignis probeweise gedanklich vorlaufend, macht das Dasein die Entdeckung: „es ist das Vorbei von *mir*“ (BZ 17).

Während für das alltägliche Dasein immer nur die anderen sterben, die anderen Unglück ereilt usf., „wird es in diesem Laufen zurückgeworfen in das Noch-dasein seiner selbst“ (BZ 18). Diese Erkenntnis entreißt den Menschen dem „Man“ und bringt ihn vor sich selbst und sein eigenes Leben. „Dieses Vorbei vermag, das Dasein inmitten seiner Alltäglichkeit in die Unheimlichkeit zu stellen“ (BZ 18). Wieder böte sich daraus die Flucht in das „Man“ an, die Verdrängung, das Suchen des Vergessens. Will es aber aufrichtig, authentisch leben, verbleibt es in dieser ständigen Pendelbewegung zwischen Vorlaufen in die Zukunft und Rückkunft in die Gegenwart. „Das Dasein ist eigentlich bei ihm selbst, es ist wahrhaft existent, wenn es sich in diesem Vorlaufen hält“ (BZ 18) und bei seiner Zukunft, die einst sein Vorbei sein wird, verbleibt.

So ist „das Dasein, begriffen in seiner äußersten Seinsmöglichkeit, *die Zeit selbst*“ (BZ 19). Während das „Man“ der Alltäglichkeit keine Zeit hat, sondern in der Unrast einer als knapp wahrgenommenen und unbestimmten Zukunft Geschäfte erledigt und Unaufschiebbares verrichtet, ist der ideelle Temenos zwischen Jetzt und dem willent- und wissentlich ergriffenen dermaleinstigen Tod der Bereich, der mir Zeit gibt, während er mich vorher, in meinem Ausweichen vor ihm ängstigte. „Das so charakterisierte Zukünftigsein ist als das eigentliche Wie des

Zeitlichseins die Seinsart des Daseins, in der und aus der es sich seine Zeit gibt. Im Vorlaufen mich haltend bei meinem Vorbei habe ich Zeit“ (BZ 19).

So ist für Heidegger das Grundphänomen der menschlichen Zeit die Zukunft. Durch das Verweilen beim Vorlauf entsteht Gelassenheit dem Tod, der Gegenwart, der alltäglichen Beschäftigung gegenüber. Zeit bekommen zu haben heißt, eigentlicher geworden zu sein. Die Vergangenheit, der der Alltagsmensch als vielfach unangenehm ausweicht, ist leb- und verstehbar geworden. „Sie ist etwas, worauf ich immer wieder zurückkommen kann“ (BZ 25). Der Tod und das Verweilen bei ihm ist „das rechte *principium individuationis*“ (BZ 26), des Ich-Selbst-Werdens. „Im Zusammensein mit dem Tod wird jeder in das Wie gebracht, das jeder gleichmäßig sein kann ...; in das Wie, in dem alles Was zerstäubt“ (BZ 27). Aristoteles hat die *παιδεία* „als die ursprüngliche Sicherheit in einer Sache ..., die Sicherheit des angemessenen Umgehens mit der Sache“ (BZ 27) bezeichnet. Das gilt auch für den Tod und die Frage nach meinem Verhältnis zur Zeit. „Bin ich meine Zeit? ... Wenn ich die Frage recht verstehe, dann ist mit ihr alles ernst geworden“ (BZ 27/8).

Seneca

Auf die Wichtigkeit eines weisen Zeitmanagements stößt man bei Seneca allenthalben. Er hat es in der Schrift „*De brevitae vitae*“ (= BV) sogar zur zentralen Frage des Lebens gemacht. Ähnlich wie Heidegger denunziert er zuerst die der alltäglichen Geschäftigkeit Verfallenen, die „*occupati*“. „*Alium insatiabilis tenet avaritia, alium in supervacuis laboribus operosa sedulitas; alius vino madet, alius inertia torpet; alium defatigat ex alienis iudiciis suspensa semper ambitio, alium mercandi praeceps cupiditas circa omnis terras, omnia maria spe lucri ducit*“ (BV 2,1). So kommt es, dass sie nie jetzt leben, sondern stets in einer erhofften besseren Zukunft. „*Tamquam semper victuri vivitis, numquam vobis fragilitas vestra succurrit, non observatis, quantum iam temporis transierit. ... Omnia tamquam mortales timetis, omnia tamquam immortales concupiscitis*“ (BV 3,4). Die Gegen-

wart verflüchtigt sich, die Zukunft jedoch kommt nicht in der Art, wie sie erwartet wird. „*Maximum vivendi impedimentum est exspectatio, quae pendet ex crastino, perdit hodiernum. ... Quo spectas? Quo te extendis? Omnia quae ventura sunt in incerto iacent: protinus vive!*“ (BV 9,1).

Einzig die „*censura sua*“ (BV 10,3), also eine Art kontrollierender Selbstreflexion, könnte den „*occupatus*“ die Kehre vollführen lassen, in der er die Kürze und gleichzeitig schlechte Nutzung seines Lebens begreifen lernt. Auch bei Seneca gilt es, sich der „*vivendi ac moriendi scientia*“ (BV 19,2) zu versichern. „*Vivere tota vita discendum est et, quod magis fortasse miraberis, tota vita discendum est mori*“ (BV 7,3). Dann erst ist es möglich, bei seinem Leben zu verweilen, Angst zu verlieren, sich zu Gelassenheit zu erheben. „*Soli omnium otiosi sunt qui sapientiae vacant, soli vivunt*“ (BV 14,1). Damit ist natürlich nicht gemeint, dass der Weise in einer *vita contemplativa* leben sollte. Dem Stoiker ist die überlegte Beschäftigung in der Öffentlichkeit selbstverständlich. „*Maior pars aetatis, certe melior rei publicae data sit: aliquid temporis tui sume etiam tibi*“ (BV 18,1). „*Otium*“ meint hier das Verbleiben in der Besinnung auf die *existentialia vitae*.

Wie bei Heidegger ist damit die Zeit in die Verfügung des Weisen zurückgewonnen worden und sorgt im ständigen Wissen um die Pole zwischen Jetzt und dem künftigen Tod für ein sinnvolles Leben zu abwägender und wohlabgewogener Nutzung der vorhandenen Zeit. Der Furcht vor dem Tod („*mortem saepe ideo optant, quia timent*“; BV 16,2) hat dessen Akzeptanz („*amor fati*“) als sicheres Ende des Lebens Platz gemacht. Die Folgen sind für den philosophischen Adepten heilsam. Nun erst vermag er in allen drei Zeitperioden zu leben. „*Transit tempus aliquod: hoc recordatione comprehendit; instat: hoc utitur; venturum est: hoc praecipit. Longam illi vitam facit omnium temporum in unum conlatio*“ (BV 15,5).

So ist der senecanische „*sapiens*“ durch die rechte Einstellung zur Zeit der Lebensentfremdung des „*occupatus*“ entkommen. Er fürchtet den Tod nicht, dem er ohnehin nicht entrinnen wird. Er weiß: „*Omnia, Lucili, aliena sunt, tempus tantum nostrum est*“ (epist.1,3). Das Vergegen-

wärtigen des Todes, das Verbleiben bei dem der-einstigen Vorbei, gibt auch bei Seneca erstlich Verfügung über die Zeit. „*Qui cotidie vitae suae summam manum imposuit, non indiget tempore. Ex hac autem indigentia timor nascitur et cupiditas futuri exedens animum*“ (epist. 101,8). „*Meditare mortem*“ (epist. 26,8) schärft der Philosoph daher Lucilius ein und gibt, wie Heidegger, „seiner Lebenslehre die Prägung einer Sterbenslehre“ (Leeman, S. 328).

Horaz

In der empfohlenen Lebensführung gleichen sich Epikureer und Stoiker, bei aller Verschiedenheit des theoretischen Hintergrunds, beträchtlich. Zitiert nicht Seneca ständig und in wohlwollender Wertung Lehrmeinungen Epikurs (= G)? „Übe dich im Sterben“ (G 120), hielt der Philosoph des Kepos seine Schüler an, nämlich den Gedanken des eigenen Vorbei zugunsten einer sinnvollen Lebensführung nicht aus dem Auge zu verlieren; ist doch „die Sorge für ein edles Leben und diejenige für einen edlen Tod eine und dieselbe“ (G 102). Den Tod aus Furcht aus dem Leben zu verdrängen ist töricht; denn „im Hinblick auf den Tod bewohnen wir Menschen alle eine Stadt ohne Mauern“ (G 108). Der Epikureer bereitet sich, wie der stoische Weise, auf den Tod vor, ja er verlacht ihn, da dieser ja noch nicht da ist, solange er noch lebt. Aber der „*occupatus*“ räumt ihm Macht über sich ein und „geht aus dem Leben, wie wenn er eben erst geboren wäre“ (G 111).

Natürlich wäre wildes Genießen eine Flucht vor der vernünftigen Angemessenheit eigentlicher und wahrhafter Existenz in den Grenzen zwischen Jetzt und Sterben. Horaz, dem die Kürze des Lebens zuweilen Angst in die Verse mischt („*Eheu fugaces, Postume, Postume, / Labuntur anni*“; c. II 14), sieht Heideggersch unverwandt auf das Lebensende und kehrt von dort stets wieder, wie jener, auf seine Gegenwart zurück. Die Gegensätze Jetzt und Dann sind ihm geistig unveräußerliche und stete Präsenz. Der üppige Frühling des „*Solvitur acris hiems*“ muss neben sich den Tod dulden: „*Pallida Mors aequo pulsat pede pauperum tabernas / Regumque turris*“ (c. I 4). In ruhigerer Verfassung nimmt er sich vor der allzeit aufkeimenden Zukunftsangst zurück zugun-

sten des Jetzt. „*Quid sit futurum cras, fuge quaerere, et / Quem Fors dierum cumque dabit, lucro / Adpone*“ (c. I 9). So gelangt der Dichter zu dem „*carpe diem quam minimum credula postero*“ (c. I 11), in dem er der ausgehaltenen Spannung zwischen Augenblick und sicherem Ende exemplarischen Ausdruck verliehen hat. Auf seinem „*agellus*“ im Sabinerland ist sein Dasein, existentialistisch gesprochen, zu sich selbst gekommen und an diesem ausgezeichneten Ort verblieben.

Wenn wir der Daseinsanalyse des Schwarzwälder Philosophen antike Vorläufer zur Seite gestellt haben, geschah es nicht, um sein Philosophieren als Abklatsch antiken Denkens zu entwerten. Das Sichvergewissern des eigenen („je-meinigen“) Daseins in seiner Weise zu leben ist ein Thema jeder Zeitepoche, ist *philosophia perennis*. Die Modernität antiker Existenzphilosophieschulen herausstellen und aufweisen zu können, zeugt von der Zusammengehörigkeit antiken und modernen Denkens. Garbarino (S. 18) weist Senecas Anliegen des „*vindicare se sibi*“ als für unsere technische Zeit, die von Hoffnung und Zukunftswunsch lebt, obsolet geworden zurück und gerät in die Falle der Rastlosigkeit („*occupatio*“) des alltäglichen „Man“. Die *condicio humana* und ihr fundamentales Bedürfnis nach Abklärung ihrer Situation sowie ihre Sehnsucht nach Besinnung verändert sich trotz der Besinnungslosigkeit heutigen Lebens nicht.

Unterschiede zwischen antiken Weisheitslehrern und dem modernen Denker sind gewiss nicht zu verkennen. Seneca ist sich aus seiner Schulwahl eines Fortlebens nach dem Tode sicher. „*Cum venerit dies ille, qui mixtum hoc divini humanique secernat, corpus hic ubi inveni relinquam, ipse me diis reddam. ... Alia origo nos exspectat, alius rerum status*“ (epist. 102,22.24). Heidegger freilich bleibt im Diesseits. „Der Philosoph glaubt nicht. Fragt der Philosoph nach der Zeit, dann ist er entschlossen, die Zeit aus der Zeit zu verstehen bzw. aus dem $\alpha\epsilon\acute{\iota}$, was so aussieht wie Ewigkeit, was sich aber herausstellt als ein bloßes Derivat des Zeitlichseins“ (BZ 6). Dieser Sicht nähert sich auch Epikur: „Zweimal geboren zu werden ist nicht möglich“ (G 106). Zweifellos ist es unter der

Bedingung der Einmaligkeit des Lebens, und solange das Leben noch ist, eher drängend und erscheint es dem Menschen eher geboten, sich vor sich selbst, oder, Heideggersch gewendet, das Dasein vor sein Sein zu bringen.

Literatur:

Armisen-Marchetti, M.: Sénèque et l'appropriation du temps. *Latomus* 54, 1995, 545-567.

Blänsdorf, J.: ‚Erlebte‘ Zeit in Senecas *Epistulae Morales* und *De Brevitate Vitae* und die Geschichte eines philosophischen Paradoxons. In: Blänsdorf, J., Breckel, E.: *Das Paradoxon der Zeit. Zeitbesitz und Zeitverlust in Senecas Epistulae Morales und De Brevitate Vitae. Problem und unterrichtliche Behandlung.* Freiburg 1983, S. 5-71.

Epikur: *Von der Überwindung der Furcht.* Hg. von O. Gigon. München 1991.

Garbarino, G.: *Il tempo in Seneca.* Istituto Universitario di Bergamo. *Quaderni del dipartimento di lingue e letterature neolatine* 2, 1987, 9-19.

Heidegger, M.: *Der Begriff der Zeit.* Tübingen 1989 (Orig. 1924).

Leeman, A.D.: *Das Todeserlebnis im Denken Senecas.* *Gymnasium* 78, 1971, 322-333.

Perelli, L.: *Seneca e Heidegger.* *Bollettino di Studi Latini* 24, 1994, 45-61.

FRANZ STRUNZ, Deisenhofen

Personalialia

Joachim-Friedrich Schulze zum 75. Geburtstag

Am 19. September dieses Jahres feierte Herr Dr. phil. habil. Joachim-Friedrich Schulze aus Halle/Saale seinen 75. Geburtstag. Viele Absolventen des Robertinums der Martin-Luther-Universität werden sich seiner in Verehrung erinnern, hat er doch nicht nur ihre Ausbildung, sondern auch die persönliche Entwicklung maßgeblich geprägt – durch seinen Einsatz, durch persönliches Vorbild, durch das ‚rechte Wort zur rechten Zeit‘. Es ist eine schöne Tradition, den um die Alten Sprachen verdienten Emeriti Glückwünsche im FORUM CLASSICUM zu übermitteln und diese Glückwünsche mit einer kurzen Würdigung ihres Lebenswerkes zu verbinden.

Für die meisten von uns, eine Nachkriegsgeneration, sind die zwölfjährige Schullaufbahn und ein sich direkt daran anschließendes Hochschulstudium selbstverständlich gewesen. Schon eine zweijährige Unterbrechung durch Ausbildung oder Armeedienst wurden als störend empfunden. Welcher Zielstrebigkeit und Energie jedoch bedarf es, nach dem Abitur 1942 und anschließendem Arbeitdienst, Militärdienst und sowjetischer Kriegsgefangenschaft zunächst als Lehrer in Deutsch, Erdkunde, Biologie und Latein tätig zu sein und dann erst das Studium der Klassischen Philologie aufzunehmen! Nach dem Abschluss dieses Studiums 1955 war Herr Dr. Schulze zu-

nächst in der Abteilung Sprachunterricht für die Vermittlung von Latein- und Griechischkenntnissen an Historiker, Romanisten, Germanisten, Mediziner etc. tätig, wurde aber dann von Herrn Professor Peek, dem langjährigen und verdienstvollen Ordinarius für Gräzistik an der hallischen Universität, als geschäftsführender Assistent bzw. seit 1959 Oberassistent an das Seminar für Klassische Philologie der Martin-Luther-Universität, das Robertinum, geholt.

Im Jahre 1955 erteilte das Staatssekretariat für Hochschulwesen dem Seminar für Klassische Philologie den Forschungsauftrag, das Wortmaterial des spätgriechischen Epikers Nonnos in einem Lexikon zu erfassen, das in vier Faszikeln erschienen ist. An diesem Forschungsauftrag hat Herr Dr. Schulze von Anfang an mitgearbeitet und ihn während der Auslandsaufenthalte von Herrn Prof. Peek, der die wissenschaftliche Leitung des Projektes hatte, betreut. Aus dieser Arbeit sind die Themen seiner Dissertation („Die Erzählung von Hymnos und Nikaia in Nonnos' *Dionysiaka*“) und Habilitation („Untersuchungen zu den erotischen Erzählungen in den *Dionysiaka* des Nonnos von Panopolis“) hervorgegangen. Darüber hinaus beschäftigte er sich mit Fragen der Stellung des Arztes und der Medizin in der römischen Antike. Neben der wissenschaftlichen Arbeit hat Herr Dr.

Schulze sich ganz besondere Verdienste um die Lehre erworben. Die aus dem Robertinum hervorgegangenen Philologen und die Lehrerschaft haben ihm viel zu verdanken: Seine philologische Korrektheit, die Liebe zum Fach und zum Beruf und darüber hinaus die Fähigkeit, taktvoll und sensibel mit Lernenden umzugehen und Kritik zu üben, haben auf uns Studierende nachhaltigen Einfluss ausgeübt und uns als Vorbild gedient. Im Robertinum wurden in den 60er und 70er Jahren und bis heute vor allem Lehrer ausgebildet. Im allgemeinen waren die Fachkombination Latein-Deutsch oder Latein-Russisch vorgesehen, es gab auch Studierende der Fächer Griechisch-Russisch. Für Herrn Dr. Schulze ist es immer selbstverständlich gewesen, in unserem Interesse die Koordination der Lehramtsfächer und die Zusammenarbeit mit den anderen Disziplinen zu sichern. Er betreute Diplomarbeiten, nahm Staatsexamina ab, ihm wurde die *facultas docendi* im Jahre 1974 verliehen. Die Berufung zum Dozenten oder gar die Professur blieben ihm freilich versagt: Wer die DDR und ihre ungeschriebenen Gesetze kannte, wird sich darüber nicht wundern. Ein wichtiges Kriterium für berufliches Fortkommen nämlich erfüllte Herr Dr. Joachim-Friedrich Schulze nicht: Er war nicht Mitglied der „Partei der Arbeiterklasse“, er hat seine „Staatstreue“ nicht unter Beweis gestellt, und schließlich konnte man nur solche „Kader“ fördern. Das klingt bitter, ist es auch. Aber: Auch nach der politischen Wende hat man ihm diese Ehren versagt. Er war 1990 aus dem aktiven

Dienst ausgeschieden, und die Universität hat sich öffentlich bei ihm entschuldigt für die ihm angetane Behinderung seiner beruflichen Entwicklung. Es wäre möglich gewesen, ihm die Professur nachträglich zuzuerkennen, wie es in anderen Fällen geschehen ist, aber es hat wohl in diesem Fall an einflussreichen Fürsprechern gefehlt.

Seit der Gründung des Landesverbandes Sachsen-Anhalt im Deutschen Altphilologenverband ist Herr Dr. Schulze Mitglied unseres Verbandes. Sein Interesse gilt nach wie vor dem Altsprachlichen Unterricht, den bildungspolitischen Fragen und der Ausbildung guter Gymnasiallehrer. Nach dem Ausscheiden aus dem aktiven Dienst haben wir ihn in Anerkennung seiner Verdienste zum Ehrenvorsitzenden ernannt, und wir sind dankbar, dass er uns in dieser Eigenschaft mit Rat und Tat zur Seite steht.

Unseren Glückwunsch anlässlich seines 75. Geburtstages verbinden wir mit vielen guten Wünschen, mögen ihm die *molestiae senectutis* möglichst fernbleiben, mögen sein Humor, seine Tatkraft und sein Interesse für unsere Aufgaben ihm und uns noch recht lange erhalten bleiben.

Ich bin sicher, dass auch außerhalb Sachsen-Anhalts in Sachsen, Thüringen, Mecklenburg-Vorpommern und in Brandenburg, aber auch in den westlichen Bundesländern Absolventen des Robertinums mit Interesse diese Zeilen lesen und sich anlässlich dieses Ehrentages in Respekt und Dankbarkeit an ihren ehemaligen Lehrer erinnern werden.

KRISTINE SCHULZ, Halle/Saale

Der Verlag C. C. Buchner ehrt seinen Herausgeber Prof. Dr. Klaus Westphalen

Nach 30-jähriger Tätigkeit als Herausgeber und Autor im Verlag C.C. Buchner hat sich Prof. Dr. Klaus Westphalen zwar nicht von der Latein-Didaktik, aber von seinen Verpflichtungen als verantwortlicher Herausgeber zurückgezogen. Aus diesem Anlass hatte im vergangenen Juni der „Hausverlag“ des Jubilars zahlreiche Freunde und Weggefährten zu einer Abschiedsfeier nach Bamberg geladen. Auf der Gästeliste fanden sich so klangvolle Namen wie Dr. Karl Bayer, Josef Lin-

dauer, Prof. Dr. Heinrich Krefeld, Dr. Rainer Nikkel und der Vorsitzende des Deutschen Altphilologenverbandes, Prof. Dr. Friedrich Maier.

In bewegenden Worten erinnerte Josef Lindauer in seiner Ansprache an die gemeinsame Münchner Zeit, in der sich Klaus Westphalen als Vordenker und geistiger Vater der Curricularen Lehrpläne einen Namen machte. Die praktische Umsetzung seiner pädagogischen und didaktischen Grundsätze erfolgte schließlich, als die

beiden Herausgeber Klaus Westphalen und Josef Lindauer im Jahre 1975 zusammen das Unterrichtswerk ROMA aus der Taufe hoben; mit inzwischen weit über 1 Million verkauften Exemplaren wurde dieses Lehrwerk zu einem der erfolgreichsten Lateinbücher überhaupt. Auch nachdem Klaus Westphalen einen Ruf an die Pädagogische Hochschule Kiel angenommen und damit den gymnasialen Bereich im engeren Sinne verlassen hatte, blieb er seiner erfolgreichen Herausgeberrolle über die Jahre treu: zu sehr lag und liegt ihm die Sache des Lateinunterrichts und des humanistischen Gymnasiums am Herzen.

Der Vorsitzende des DAV, Prof. Dr. Friedrich Maier, verglich in seinem Grußwort die Verdienste des zu Ehrenden mit den Erga des Herakles: Schier unermüdlich und für die junge Philologengeneration beispielgebend sei sein Einsatz für die Alten Sprachen in Deutschland gewesen. In Anerkennung seiner Verdienste verlieh der Vorsitzende des DAV dem Jubilar die Ehrenmedaille in Silber der Elisabeth-J.-Saal-Stiftung.

Höhepunkt dieses „Gipfeltreffens“ der deutschen Altphilologie war ein festliches Orgelkonzert im Hohen Dom zu Bamberg. Bei der anschließenden Abendgesellschaft, die Gunnar Grünke, der Leiter des Bamberger Verlagshauses, zu Ehren von Prof. Westphalen gab, wurde im Besonderen an die editorischen Leistungen von Klaus Westphalen erinnert. Es sei nicht zuletzt dessen Verdienst, wenn der Verlag C. C. Buchner innerhalb von 30 Jahren vom führenden

altsprachlichen Verlag Bayerns zum führenden altsprachlichen Verlag des gesamten deutschsprachigen Raums geworden sei. Klaus Westphalen werde als einer der großen prägenden Autoren seines Faches in Erinnerung bleiben. Augenzwinkernd würdigte Herr Grünke auch die menschliche Art seines Herausgebers Klaus Westphalen: Selbst in den härtesten sachlichen Diskussionen habe er stets ein Klima des persönlichen Wohlwollens und der Sympathie erzeugt.

Der Verfasser dieses Berichts erlaubt sich, an dieser Stelle seine besten Wünsche für den wohlverdienten Ruhestand zu wiederholen; mit Bewunderung und Dankbarkeit erinnert er – auch stellvertretend für alle Autoren, die mit dem Gelehrten zusammenarbeiten durften, – an die herausragenden menschlichen und fachlichen Qualitäten seines Mentors und Freundes Klaus Westphalen. Besondere Erwähnung verdient sein stets schülerorientiertes und innovatives Denken, das in der neuen, gemeinsam herausgegebenen Lehrbuchgeneration FELIX seinen Niederschlag gefunden hat.

Klaus Westphalen hat in den letzten Jahrzehnten mit überzeugenden Ideen und außergewöhnlichem Engagement für die Vermittlung der klassischen Sprachen und die Werte des Humanismus in Wort und Schrift gestritten – verpflichtet dem Wahlspruch, den er selbst vor Jahren für die Pädagogische Hochschule Kiel ausgewählt hat: *Humanitas implantanda*.

CLEMENT UTZ, Walderbach

Zeitschriftenschau

A. Fachwissenschaft

Gymnasium 106, 1999, H. 4: F. Walter-Karydi, Die Entstehung des beschrifteten Bildwerks. Zur Funktion und Eigenart der frühgriechischen Schriftlichkeit, 289ff.; N. Holzberg, Apollos erste Liebe und die Folgen. Ovids Daphne-Erzählung als Programm für Werk und Wirkung, 317ff.; B. J. Schröder, *Inimice lamnae* (Hor. *carm.* 2,2), 335-342. – **Hermes** 127, 1999, H.2: J. V. Morrison, Homeric Darkness: Patterns and Manipulation of Death Scenes in the „Iliad“, 129ff.; F. Stein-Hölkeskamp, Kimon und die athenische

Demokratie, 145ff.; A. DeVito, Eteocles, Amphiaraus, and Necessity in Aeschylus' „Seven against Thebes“, 165ff.; W. Deicke, Zur Interpretation des sophokleischen Philoktet, 172ff.; J. Park Poe, Entrances, Exits, and the Structure of Aristophanic Comedy, 189ff.; H. Tränkle, Textkritische Bemerkungen zu Augustins *Confessiones*, 208ff.; A. Beschorner, Das „Opusculum“ des Iulius Exuperantius, 237-254. – **Historia** 48, 1999, H. 2: V. J. Rosivach, Enslaving Barbaroi and the Athenian Ideology of Slavery, 129ff.; W. Greenwalt, Why Pella? 158ff.; J. C. Trevett, Demo-

sthenes and Thebes, 184ff.; R. Westbrook, *Vitae Necisque Potestas*, 203ff.; A. Galimberti, *I Commentarii di L. Vitellio e la fonte romana del XVIII libro delle Antichità di Flavio Giuseppe*, 224ff.; F. M. Clover, *A Game of Bluff: The Fate of Sicily after A. D. 476*, 235-245. – **Philologus** 143, 1999, H. 1: Nachruf Ernst Günther Schmidt, 1; St. Link, *Der geliebte Bürger. Paideia und paidika in Sparta und auf Kreta*, 3ff.; J. Holzhausen, *Abermals zu Euripides, Troerinnen* 95-97, 26-31; E. Schütrumpf, *An Idiom of Explanatory Expansion. A Note on the Text of Aristotle Poetics 1450b8*, 32ff.; A. Fürst, *Erwerben und Erhalten. Ein Schema antiker Freundschaftstheorie in Ciceros „Laelius“*, 41ff.; E. Merli, *Heroides erat ista pedis. Tecnica narrativa e allusività epiche nelle similitudini di Ovidio, fasti II* 193-242, 68ff.; W. J. Schneider, *Metamorphose einer anus ebria. Anthologia Palatina 11, 409,5*, 87ff.; E. Alexiou, *Zur Darstellung der ὄργη in Plutarchs Bioi*, 101ff.; P. Schenk, *Formen der Intertextualität im Briefkorpus des jüngeren Plinius*, 114ff.; J. Wissmann, *Zur Rezeption des „Protagoras-Mythos“ durch Aelius Aristides*, 135ff.; B.-J. Schröder, *Die „Dichterweihe“ eines Satirikers. Bemerkungen zu Lukians Bacchus*, 148ff.; G. Ch. Hansen, *Amian (29,6) über die Quaden* 155ff.; P.-A. Deproost, *Le martyre chez Prudence: sagesse et tragédie. La réception de Sénèque dans le Peristephanon Liber*, 161ff.; K. Lennartz, *Fliegen oder Flattern? Zum Epitaph des Ennius (frg. var. 17 f. Vahlen²)*. – **Rheinisches Museum** 142, 1999, H. 1: J. A. D. Irvine, *Gorgons at Delphi? Euripides, Ion* 224, 9ff.; S. Avlonitis, *Aristophanes Βωμολόχος. Platon, Symp. 185C-189D*, 15ff.; V. Hinz, *Kritisches zu den Diogenesbriefen im Palatinus gr. 398*, 24ff.; R. A. Kearsley, *Octavian in the Year 32 BC: The S. C. de Aphrodisibus and the genera militiae*, 52ff.; P. Schenk, *Zu Seneca, Oedipus* 598ff., 68ff.; K. Scherberich, *Sueton und Josephus über die Ermordung des Caligula*, 74ff.; J. Doignon, *Augustin (lib. arb. 3,2,5) et Cicéron sur les Épicuriens et la Fortune*, 83-87; L. Lennartz, *Platon, Theaitetos 174c: „kümmern“ statt „betreiben“*, 111f. – H.2: M. Toher, *On the εἰδωλον of a Spartan King*, 113ff.; A. Zierl, *Erkenntnis und Handlung im Oedipus Tyrannos des Sophokles*, 127-148; St. Jackson,

Apollonios' Argonautica. The Theseus/Ariadne Desertion, 152-156; L. Rumpf, *Bukolische Nomina bei Vergil und Theokrit*, 157ff.; A. Cucchiarelli, *Mimo e mimesi nella Cena di Trimalchione*, 176ff.; M. Wifstrand Schiebe, *Lactanz, Varro und die Tradition des Argeer-Ritus*, 189ff.; M. Deufert, *Lukrez und Marullus. Ein kurzer Blick in die Werkstatt eines humanistischen Interpolators*, 210-223. – **Neue Zürcher Zeitung** (7. Juni 1999, S. 23): Heinz Hofmann, *Black Athena und Orfeu negro? Die Classical Studies im neuen Südafrika: Eine Disziplin kämpft ums Überleben*. – **Scrinium. Alte Sprachen in Rheinland-Pfalz und im Saarland** 43, 1999, H. 2: C. W. Müller, *Nachruf auf Otto Lendle*, 4f. – **Latein und Griechisch in Berlin und Brandenburg** 43, 1999, H. 3: E. Mensching, „... ein seltsames Gemisch von Liebe und Hass.“ E. Powells Deutschland-Bild in einem Brief an Ed. Schwartz (1939), 74-82. – **Vox Latina** 35, 1999, H. 135: M. von Albrecht, *Gratiarum actio*, 79-83 (vgl. zuvor S.72ff. den Bericht über die Feier).

ECKART MENSCHING

B. Fachdidaktik

Der **Altsprachliche Unterricht**, Heft 3/99, ist dem Thema „Textarbeit und Grammatikarbeit“ gewidmet. W. HEILMANN setzt sich in seinem Basisartikel („Textarbeit und Grammatikarbeit im einführenden Sprachunterricht“) dafür ein, „die Einführung in neue grammatische Erscheinungen ständig mit der Textarbeit zu verbinden“, die Lehrbuchphase soll „bereits wirkliche Lektüererfahrungen ermöglichen“; „Möglichkeiten der Textarbeit sollen ... von Lektion zu Lektion allmählich aufgebaut werden.“ – Konkrete Unterrichtsbeispiele in diesem Sinne bieten K. NEUMANN („Der barmherzige Samariter“ – ein Thema zur Einführung des lateinischen Passivs“), CHR. SCHRÖER („Textarbeit und Grammatikarbeit in L III am Beispiel der Phaedrusfabel ‚Wolf und Lamm“), R. NICKEL („Falsche Edelsteine“. Lesehilfen zu einer Lehrbuch-Geschichte aus der Kaiserzeit“) und M. PFEIFFER („Text und Grammatik selbständig erarbeiten. Ein Wochenplan im Lehrbuch-Unterricht der 7. Klasse“). – Ein zweiter Basisartikel stammt von R. NICKEL: „Grundsätzliche Überlegungen zum lektürebegleitenden

Grammatikunterricht“: „Ob es nun um Wiederholung oder Neudurchnahme geht: Das Problem ist die Verknüpfung der Grammatikarbeit mit der laufenden Lektüre – wenn man sich nicht darauf einlassen will, die Grammatikarbeit von der Lektüre zu trennen, indem man den Lektüreunterricht durch isolierte Grammatikstunden periodisch unterbricht.“ – Auch zu diesem Teilbereich gibt es zwei Beiträge mit Praxisbeispielen: TH. MARTIN („Cum amico omnes curas, omnes cogitationes misce“. Grammatikwiederholung an Texten aus Senecas Epistulae morales“) und K.-H. NIEMANN („Funktionsbezogenes Grammatikverständnis – ein Wegweiser zur Textinterpretation“). – Weiterhin in diesem Heft: ein Nachruf auf den am 1. März dieses Jahres verstorbenen Klaus Weddigen (von H. SCHAREIKA); unter „Debatten und Mitteilungen“ ein Beitrag von P. WÜLFING zum Lateinsprechen („Loquerisne Latine?“); als „Miniposter“ der „Kuros von Kap Sunion“ (von T. VISSER).

HARTMUT SCHULZ, Berlin

„Zeus zieht Eros am Ohr“. Überlegungen zum Umgang mit Autorität“, diesen Beitrag von M. GLOCK findet man in der Zeitschrift **Anregung** (3, 1999, 146-149), wobei ein modernes Epigramm von Arnfried Astel mit seiner Inspirationsquelle, einem anonym überlieferten Epigramm aus hellenistischer Zeit, konfrontiert wird. – Anhand einer Fülle von Belegstellen verfolgt Gabriele THOME den Begriff „iustitia“ von der spätrepublikanischen Zeit schrittweise bis in die nachkonstantinische Ära: „Iustitia – Geschichte eines Wortes und einer Idee“ (150-168). – Die Gestalt der Veturia bei Livius und bei Boccaccio vergleicht H. VESTER in „Hat Veturia nicht größeres Lob verdient? Die Mutter Coriolans bei Giovanni Boccaccio (De mulieribus claris 55)“ (169-178 und 243-249). – Unter dem Titel „Abschiedsszenen“ vergleicht B. ECLERCY (Absolvent des Hans-Carossa-Gymnasiums Landshut) in seiner Preisarbeit für den Landeswettbewerb Alte Sprachen 1998 Homer (Ilias 6,390-502) und Vergil (Aen. 4, 279-396): „In den Gestalten von Hektor und Andromache manifestiert sich der Widerstreit von radikaler Selbstverwirklichung auf der einen und selbstbewusstem Eintreten für

die Bewahrung des ‚kleinen Glücks‘ im Rahmen der Familie auf der anderen Seite. Äneas steht für *pietas*, für Verwirklichung göttlichen Willens, für am ‚großen‘ Lauf der Geschichte ausgerichtetes Handeln, Dido hingegen verkörpert die Macht der Liebe.“ – Die Prüfungsaufgaben, Übersetzung und Zusätzliche Aufgaben, für den (Bayrischen) Landeswettbewerb Alte Sprachen 1998 (Latein und Griechisch) findet man auf Seite 210-212. – „Die geistigen Wurzeln einer europäischen Wertegemeinschaft in Antike und christlichem Abendland“ (angedeutet an den Beispielen von Rationalität und Menschenrechten) spürt F. MAIER auf (Heft 4,219-234). – Anmerkungen zu Caesar, b. G.7,36 macht W. ERNEST unter dem Titel „Cäsar, der überlegene Heerführer“ (235-242). – J. OELKERS „Kanon und Wissen: Standards gymnasialer Bildung“ (250-261) geht der Frage nach, ob man angesichts der oft heterogenen Verwendungserwartungen noch von gymnasialer Bildung sprechen könne. Er kommt zu einem positiven Ergebnis und diskutiert in diesem Kontext das Konzept der Schlüsselqualifikationen und die Problematik einer Kanonbildung. – H. BRUMBERGER bietet wieder einen umfangreichen Literaturbericht „Griechisch“ (262-276).

In **Gymnasium** Heft 4, 1999, 289-316) interessiert sich Elena Walter-Karydi für „Die Entstehung des beschrifteten Bildwerkes. Zur Funktion und Eigenart der frühgriechischen Schriftlichkeit“. Ein Ergebnis lautet: „In Griechenland entsteht das beschriftete Bildwerk, um der Erinnerung und der Ehrung von einzelnen Personen zu dienen – doch nicht der Macht eines Herrschers oder Staates“, wie das in den orientalischen Monarchien der Fall war. – Das Referat von N. HOLZBERG beim DAV-Kongress in Heidelberg 1998 über „Apollos erste Liebe und die Folgen. Ovids Daphne-Erzählung als Programm für Werk und Wirkung“ ist auf den Seiten 317-334 nachzulesen. – Ein weniger bekanntes und geschätztes Horazgedicht (carm. 2,2) beleuchtet BIANCA-JEANETTE SCHRÖDER: „inimice lamnae“ (335-342). – Ein interessantes und verdienstvolles Projekt, mittlerweile zum fünften Mal realisiert, stellt A. J. L. van HOFF vor: „Die Euroclassica Sommerschule. Europäische und klassische Bildung zugleich“ (343-346).

Im Heft 13 von **Welt und Umwelt der Bibel** steht der „Tempel von Jerusalem“ im Mittelpunkt; die Baugeschichte von Salomo bis Herodes wird beschrieben, die vier Hauptstadien in der Entwicklung des Tempelplatzes werden anhand von Grafiken dargestellt. Die Geschichte von Tempelbauten in Mesopotamien, Ägypten und Palästina wird an Gebäuden, aber auch im Gottesverständnis und im Kult erkennbar. Mehrere Beiträge beschäftigen sich mit der Theologie des Tempels in alt- und neutestamentlichen Texten. Aktuelle Meldungen aus der Archäologie, Ausstellungshinweise und eine umfangreiche Link-Sammlung zum Thema machen das Heft zu einer informativen Kompendium zum Thema „Tempel von Jerusalem“.

Im Heft 3/1999 der Zeitschrift **Antike Welt** sind von besonderem Interesse die Beiträge von U. PAPPALARDO: „Die Suburbanen Thermen von Herculaneum“ (209-218), ANITA RIECHE: „Alte Stadt mit neuer Zukunft. Der Archäologische Park Xanten: Entwicklung und Perspektiven“ (219-230), INGEBORG KADER, CHARLOTTE SCHREITER: „Eine vergessene Attraktion. Das Museum für Gipsabgüsse in Versailles“ (245-252), G. GRIMM: „Caravaggios Evangelist Matthäus und der Sokrates Giustiniani“ (253-262), Chr. STIEGEMANN, M. WEMHOFF: „Gipfeltreffen. Zur Ausstellung ‚799 – Kunst und Kultur der Karolingerzeit – Karl der Große und Papst Leo III. in Paderborn‘“ (267-274), VERENA PAUL-ZINSERLING: „Mediterrane Kunstlandschaften. Die Sammlung Antiker Kleinkunst der Friedrich-Schiller-Universität Jena“ (275-278), ANNETTE NÜNNERICH-ASMUS: „Suche nach Gemeinsamkeit. Zur Ausstellung ‚Götter und Heroen der Bronzezeit‘ in der Bonner Kunst- und Ausstellungshalle“ (279-283), BEATE SALJE: „Ein Museum hält Rückschau und blickt in die Zukunft. 100 Jahre Vorderasiatisches Museum, Berlin“ (285-291), TH. KISSEL: „9. Juni 53 v. Chr. – Die Schlacht bei Carrhae“ (303f.) und W. AERNI: „Orpheus in der Musikbox. Auch in den Hitparaden hat die Antike ein Plätzchen“ (316f.). – In Heft 4/1999 steht „Die Zerstörung des Tempels von Jerusalem im August 70 n.Chr.“ im Mittelpunkt des Rückblicks in die antike Welt von TH. RICHTER (399f.). – „Die angebliche Adoption des Augustus durch Caesar“ (419-423) ist Gegen-

stand einer Abhandlung von H. ROSENDORFER, der hierbei feststellt, dass „hier die Diskrepanz zwischen dem Wuchern der Interpretation und der Dürrigkeit der Quellen ganz besonders augenscheinlich ist“. Zahlreiche Ausstellungen werden zum Besuch empfohlen: M. FITZENREITER „Ein Symbol der Festigkeit, Dauer und Tugend“ stellt die Ausstellung „Von Aegypten nach Preussen. Geschichte – Entdeckung – Faszination der Pyramiden“ (389-392) in der Orangerie des Neuen Gartens in Potsdam vor. Die Ausstellung, die ab 25. September in Brandenburg/Havel zu sehen ist, macht den Besucher mit über 20 Pyramiden in Deutschland bekannt, die seit dem 17. Jahrhundert in Landschaftsparks oder auf Friedhöfen errichtet wurden. – Die Ausstellung „Odysseus. Mythos und Erinnerung“, die nach der ersten Präsentation in Rom 1996 nun in neuer Fassung gewissermaßen als Jahrtausendausstellung im Haus der Kunst in München (1.10.1999 bis 9.1.2000) gezeigt wird, trägt aus aller Welt die bedeutendsten antiken Kunstwerke zusammen, die Episoden aus dem Mythos des Odysseus darstellen. B. ANDREAE gibt dazu eine Vorschau (375-378). Ina WEINRAUTNER stellt Friedrich Prellers Odysseebilder im wieder eröffneten „Neuen Museum“ in Weimar vor: „Glückliches Ende einer Odyssee“ (361-365).

Im **Mitteilungsblatt der Landesverbände Bayern und Thüringen** (DASIU Heft 2/1999) berichtet W. SUERBAUM von einem Experiment, einer von seinen Latein-Studenten durchgeführten Befragung von Passanten: „Unsterblicher Klassiker Vergil: ‚Hör mir bloß mit dem Scheiß auf‘. Zur Evaluation von Vergil-Kenntnissen“ (6-20). – Eine Idee für die Lektüre in der 11. Jahrgangsstufe skizziert M. LOBE: „Das Motiv der poetischen Jagd bei Martial, Plinius und Roda Roda“ (20-28). – Kurz-Mitteilungen zum Certamen Bavaricum 1998/99 und Certamen Thuringiae bieten die Seiten 2-5.

Heft 2/1999 von **SCRINIUM. Alte Sprachen in Rheinland-Pfalz und im Saarland** beginnt mit einer Laudatio von W. BURNIKEL auf Günther Meiser zum 70. Geburtstag. – W. SIEWERT begutachtet „Software für den Lateinunterricht“ (5-13) und zeigt einen nachahmenswerten Weg, Siebtklässler für Latein zu gewinnen: „Spiel-AG La-

tein – ein propädeutischer Weg zu Latein“ (13-15): „Die durchschnittlich 30-35 Schülerinnen und Schüler dieser Spiel-AG Latein haben so eine Entscheidungskompetenz gewonnen, die sie auch genutzt haben. Immerhin haben sich 24 von ihnen für Latein entschieden. Sie haben gewusst, wofür oder wogegen sie sich entschieden, und konnten sogar ihre Eltern sachkundig über Latein informieren.“

Über eine Tagung zum Thema „Der Beitrag der alten Sprachen zu Förderung von Begabung und Kreativität. Ein Lehrgang auf der Akademie Calw“ berichtet G. REINHART in den **Mitteilungen des LV Baden-Württemberg** 1/1999, 9-11. – C. KLAUTKE fasst die Ergebnisse einer Fortbildung „Software für die alten Sprachen“ (16-18) zusammen und gibt Bewertungs- und Entscheidungskriterien für Lernprogramme. – Monika BALZERT berichtet vom Theaterwettbewerb der Stiftung Humanismus heute „Amphitryon oder: Antikenfestival wirklich und virtuell“ (20f). – „Römerkrimis als begleitendes Unterrichtsmaterial der Mittel- und Oberstufe?“ (27f), E. FRANKE empfiehlt einige Titel.

Das Heft 70 der Zeitschrift **Geschichte lernen** gilt dem Thema „Steinzeit“; zwei Beiträge sind hier ggf. von Interesse: W. HEIN: „Experimentelle Archäologie. Eine ‚neue‘ Forschungsrichtung in der Altertumskunde“ (7-9) – W. HACKENBERG, A. SCHALÜCK, „Er stand uns in nichts nach“. Ötzi und seine Welt“ (46-50) mit Hinweisen auf wiss. Darstellungen, Jugendbücher, Filme und Quellen im Internet. – Das Heft 71 ist der „Historischen Kinder- und Jugendliteratur“ gewidmet. Neben dem Mittelalter ist die römische Antike die Epoche, in der die meisten historischen Kriminalromane angesiedelt sind. Einige stellt H. ROLLFING vor: „Tatort Kapitol. Historische Kriminalromane im Überblick – Teil I“ (4-6). – Einen Werkstattbericht, wie ein Autor, der historische Jugendliteratur schreibt, zu seinen Themen kommt, gibt H.-D. STÖVER „Geschichten aus der Geschichte“ (7-9). – Grundle-

genden didaktischen und methodischen Fragen geht M. SAUER im Basisartikel „Historische Kinder- und Jugendliteratur“ nach (18-26). – Ein Konzept für ein mehrwöchiges Projekt für die Sek. II entwirft MYRLE DZIAK-MAHLER „Eintauchen ins alte Rom. ‚SPQR‘ – ein Krimi als Ausgangspunkt historischer Untersuchung“ (62-65).

Goethe und Karl d. Große stehen mit zahlreichen Text- und Bildbeiträgen im Mittelpunkt der Hefte 7 und 8/1999 der Zeitschrift **DAMALS**. – Erwähnenswert ferner der Beitrag von W. DÖRFLEDER, „Waldsterben in spätantiker Zeit?“ (Heft 7/1999, 66f.), der eine aktuelle Auffassung korrigiert: „Bisher glaubte man, die Eisenverhüttung in der ausgehenden römischen Kaiserzeit sei verantwortlich für das Verschwinden des Waldes in Nordfriesland. Doch tatsächlich begann die Umweltzerstörung erst im Mittelalter.“ – „Läßt sich das Unfaßbare in der Kunst fassen? So fragte man im 20. Jahrhundert vor allem im Hinblick auf den Holocaust. Im klassischen Athen war es dagegen die Erschütterung des alten Götterglaubens, die Sophokles am Sinn des Chortanzes zweifeln ließ. Handelt es sich um vergleichbare Reaktionen?“ Die Antwort gibt M. LOSSAU in einer geistesgeschichtlichen Betrachtung von Sophokles’ ‚Oidipus Tyrannos‘ unter dem Titel: „Was soll ich noch tanzen?“ (82-86) – Zum Titelthema schreibt E. BOSHOFF den Hauptbeitrag „Europas verlorene Einheit. Das Reich Karls des Großen“ (Heft 8,12-19). – Die Geschichte der Sonnenfinsternisse lassen W. KNAPP und R. KIPPENHAHN Revue passieren: „Finstere Geschichten“ (34-39), Thales von Milet, Livius und die Evangelien sind u. a. als Quellen genannt. – CHR. R. HATSCHER stellt die phrygische Mütze, *pilleus libertatis*, als „Symbol der Freiheit“ (40) vor; sie gehört als „Jakobinerärmütze“ zu den Symbolen der französischen Revolution, taucht aber seit dem 2. Jahrhundert v. Chr. auf römischen Münzen auf, auch auf einem Denar des Caesar-Mörders Iunius Brutus.

JOSEF RABL

Alain Martin / Oliver Primavesi: *L'Empedocle de Strasbourg. Introduction, édition et commentaire (with an English summary)*. Berlin-New York: de Gruyter 1999, 336 S. DM 78,- (ISBN 3-11-015129-4).

Auf den rund 300 Verse umfassenden Papyrusfund in der Straßburger National- und Universitätsbibliothek ist in dieser Zeitschrift schon vor einigen Jahren kurz hingewiesen worden (vgl. MDAV 2/94, S. 81). Das Buch, in dem jetzt die beiden Herausgeber die Ergebnisse ihrer mehrjährigen Arbeit vorlegen, besticht vorab durch seine opulente Ausstattung. Es ist, bis in die im Anhang beigefügten photomechanischen Kopien der Papyrusfragmente hinein, ein Muster an drucktechnischer Gediegenheit. Sachlich gliedert es sich in drei Teile: 1. einen Bericht über die papyrologisch-technische Gewinnung des neuen Textmaterials, 2. einen Überblick über den bisherigen Stand der Empedoklesforschung, sowie 3. den Versuch, auf dieser Grundlage die neuen Fragmente dem bereits vorliegenden *corpus* der Texte zuzuordnen und sie entsprechend auszuwerten.

Für die Vorsokratikerlektüre im Gymnasialunterricht (vgl. etwa die Schulausgaben bei Schönigh und in der Bayerischen Verlagsanstalt) sind vor allem die Teile 2 und 3 von Interesse, für die der Frankfurter Gräzist Oliver Primavesi verantwortlich zeichnet. Es erleichtert den Zugang zu dem (sich primär an akademische Empedokles-Spezialisten wendenden) Buch, dass Primavesi bei seinem Rückblick auf die bisherige Forschung zum Naturgedicht von dem zentralen Fragment B 17 (Diels) ausgeht und sich bei dessen Deutung in der Hauptsache an jene Theorie anschließt, die heute von der Mehrzahl der Forscher vertreten wird. Es ist das die Theorie des von „Liebe“ und „Hass“ gesteuerten doppelten Zyklus in der Dynamik des kosmischen Werdens und Vergehens (vgl. Primavesi S. 53 ff.).

Allerdings muss hier der Verfasser dieser Zeilen, der früher selbst einschlägig philologisch gearbeitet¹ und später in Griechisch-Leistungskursen mehrfach die empedokleische Kosmolo-

gie behandelt hat, neben Zustimmung auch zwei ihm als fragwürdig erscheinende Punkte zur Diskussion stellen:

1) Der empedokleische „Sphairos“, der ja nur eine poetische Umschreibung des abstrakten Grundbegriffs $\epsilon\dot{\nu}$ darstellt und somit mit ihm sachlich identisch ist, kann m. E. schwerlich als „große Himmelskugel“ vorgestellt werden (vgl. Primavesi S. 96). Denn Empedokles spaltet ja am Anfang von B 17 das (ebenfalls) als Seinskugel bildhaft vorgestellte $\epsilon\dot{\nu}$ des Parmenides in eine Vielzahl von Seinspartikeln ($\pi\lambda\acute{\epsilon}\omicron\nu\alpha$) auf, und Verbformen wie $\delta\acute{\iota}\epsilon\phi\nu$ und $\eta\upsilon\acute{\xi}\acute{\eta}\theta\eta$ weisen auf ein **P u l s i e r e n** des Universums hin, das sich nur dann gedanklich plausibel nachvollziehen lässt, wenn man sich das empedokleische $\epsilon\dot{\nu}$ als **s e h r k l e i n** (etwa in Stecknadelkopfgroße) und zugleich als **s o s t a r k** komprimiert vorstellt, dass in ihm für die „Chemie“ der vier Elemente (Feuer Wasser Erde Luft) kein Raum mehr zur Verfügung steht. Eben deshalb hat man hier ja auch in jüngster Zeit, und zwar m. E. mit Recht, gewisse Parallelen zur modernen „Urknall“-Theorie gezogen (übrigens auch Primavesi selbst bei einem Bericht im SPIEGEL vom 24.11.1997).

2) Was Empedokles sodann (immer noch in dem Frg. B 17)² in seiner Kosmologie unter dem Begriff $\theta\nu\eta\tau\acute{\alpha}$ versteht, sind m. E. nicht nur biologische Lebewesen, sondern auch größere Gebilde wie Erde, Sonne und Mond (vgl. Platon Leg. X 889 b = Diels, Emp. A 48). Denn auch diese Gebilde sind ja „sterblich“ bzw. „vergänglich“, und es muss ja z. B. erst mal eine Erde zustande gekommen sein, ehe sich auf (bzw. aus) ihr Pflanzen, Tiere und Menschen entwickeln können. Es erscheint mir deshalb als eine unzulässige Verkürzung, wenn Primavesi die evolutionären Vorgänge der empedokleischen Kosmologie nach der Aufspaltung des $\epsilon\dot{\nu}$ sofort und n u r mit „Biologie“ (S. 54) bzw. „Zoogonie“ (S. 75) einsetzen lässt. –

Nun sind uns von Empedokles bekanntlich nicht nur Teile aus dem Naturgedicht, sondern auch aus einem zweiten Gedicht überliefert, das den Titel „Katharmoi“ (= „Reinigungen“) trägt.

Primavesi betont m. E. mit Recht, dass zwischen den beiden Gedichten keine unüberwindliche Kluft besteht, wie man früher vielfach gemeint hat. Ein wichtiges Verbindungsglied ist hier z. B. die in den Katharmoi mehrfach angesprochene Theorie von der Seelenwanderung (Metempsychose). In Frg. B 115 werden die Seelen von Menschen (zu den „Dämonen“ in Vers 5 s. w. u.), die ein Verbrechen begangen haben (zu denen sich auch der Dichter selber zählt), durch mehrfache Verbannung in Tierleiber und somit in einer quälend langen Lebenszeit vom Bereich der Luft in den des Meeres, von dort in den der (trockenen) Erde und von dort wiederum in den der „Strahlen der Sonne“ (d. h. in den Bereich des Feuers) geschleudert (V. 6-14). Dass Empedokles hier auf die im Naturgedicht grundlegenden vier Elemente (hier in der Reihenfolge Luft Wasser Erde Feuer) Bezug nimmt, ist unübersehbar. Man kann das einleuchtend so deuten, dass Empedokles hier seinem Naturgedicht, das ja primär „naturwissenschaftlich“ orientiert war, nachträglich noch so etwas wie eine ethische Komponente hinzufügen wollte.

Zweifel sind jedoch anzumelden, wenn Primavesi hier den Dichterphilosophen geradezu zu einem Theologen macht und aus B 115 eine „Dämonologie“ ableitet, der er im Buch mehrfach längere Abschnitte widmet (S. 61 ff., 83 ff. und 90 ff.). Herausgesponnen wird diese Dämonologie aus Vers 5, genauer: aus der Deutung, die man diesem Vers schon in der antiken Doxographie gegeben hat und die auch noch Diels in seiner Übersetzung dieses Verses widerspiegelt: „... Dämonen, die ein sehr langes Leben erlost haben“.³ Zum Glück hat aber Diels im textkritischen Apparat zu dieser Stelle auch noch auf eine andere Lesart hingewiesen, die m. W. bisher noch nie berücksichtigt wurde, obwohl sie besonderes Gewicht hat, da sie aus dem von Hippolytos zitierten Text (also nicht aus seiner christlich-neuplatonisch gefärbten Paraphrase stammt: δαίμονιοί τε. Geht man von dieser Lesart aus und berücksichtigt man dabei zudem den pluralen (weil iterativen) Sinn der beiden unmittelbar vorausgehenden Verse 3 und 4, so ergibt sich für den Vers 5 m. E. folgen-

der Sinn: „(überhaupt) Menschen, die, weil von einem Dämon verblindet, (in Form von Seelenwanderung) ein langes Leben erlost haben“. Damit bekommt m. E. das ganze Frg. B 115, wenn man die spätantiken Spekulationen beiseite lässt und nur nach der ursprünglichen Intention des Empedokles fragt, eine für den (heutigen) Leser klare und befriedigende Rundung.

Primavesi zieht aus seiner Deutung von B 115 auch Konsequenzen für die Rekonstruktion des (ja weithin lückenhaften und verstümmelten) Papyrustextes, doch kann das hier nicht weiter diskutiert werden. Bei der gymnasialen Vorsokratikerlektüre wird m. E. jedenfalls weniger die Ethik als die Naturphilosophie des Agrigentiners im Vordergrund des Interesses stehen müssen. Schon Platon und Aristoteles haben ja Empedokles (neben Demokrit) als einen der wichtigsten vorsokratischen Naturphilosophen betrachtet. Der Griechischunterricht (sofern er so anspruchsvolle Texte behandeln kann) sollte die Chance nutzen, hier eine Brücke zu jenem geistigen Felde zu schlagen, auf dem heute weltweit der Schwerpunkt menschlichen Forschens liegt: den Naturwissenschaften. Erfreulicherweise haben es ja die beiden Herausgeber des hier angezeigten Buches geschafft, die empedokleische Kosmologie auch in der Öffentlichkeit ins Gespräch zu bringen (nicht nur im SPIEGEL, sondern z. B. auch in der F.A.Z. vom 16.4.94). Dafür müssen wir ihnen nicht nur als Gräzisten, sondern auch und vor allem als Gymnasiallehrer dankbar sein.

Anmerkungen

- 1) Vgl. Verf.: „Zur Beweisführung des Empedokles“, Hermes 1954, S. 129-145.
- 2) Dieses Fragment, das insgesamt 35 Verse umfasst, umreißt die gesamte Naturphilosophie des Empedokles in einem ersten Wurf, allerdings zunächst noch in so extremer Abstraktheit, dass das Gemeinte erst an späteren Stellen des Gedichts genauer verstanden werden kann.
- 3) Wenn Empedokles im Naturgedicht (B 59) sagt: αὐτὰς ἐπεὶ κατὰ μείζον ἐμίσητο δαίμονι δαίμων, so weist er damit lediglich abbreviatorisch auf seine beiden Grundkräfte „Liebe“ und „Hass“ hin (so zutreffend schon von Simplicius erklärt). Es erscheint mir als abwegig, diese Stelle als eine zusätzliche Stützung für eine empedokleische „Dämonologie“ in Anspruch zu nehmen.

HEINZ MUNDING, Schwegenheim

Maier, Friedrich (Hrsg.): *Latein auf neuen Wegen. Alternative Formen des Unterrichts. Impulse aus den Arbeitskreisen des Bundeskongresses des Deutschen Altphilologenverbandes in Heidelberg 1998. Bamberg: Buchners 1999. 163 S., 36,20 DM (Auxilia. 44; ISBN 3-7661-5444-3).*

Die Arbeitskreise des Heidelberger Kongresses legten ein breit gefächertes Angebot vor, dessen besonderer Wert darin lag, dass sie unmittelbar den Unterricht betrafen und für ihn zu bewerten waren. Der Besucher musste schon deswegen eine häufig schmerzliche Auswahl treffen, weil Arbeitskreise parallel lagen. So ist es sehr zu begrüßen, dass nunmehr Wesentliches in gedruckter Form vorliegt, in Ruhe nachgelesen und auch mit Hilfe weiterer Literaturangaben vertieft werden kann.

Dieter Belde trägt „Möglichkeiten des Offenen Unterrichts“ vor und geht dabei ausführlicher auf die „Wochenplanarbeit“ (das „Lernen in Lernstationen“, auf das Belde nicht explizit eingeht, ist, nur mit einigen oberflächlichen organisatorischen Unterschieden, dasselbe) und den Projektunterricht ein. Letzterer ist meist aufwendig und führt in der Regel nicht ins Zentrum des Spracherwerbs und auch nicht unbedingt des Lektürevverständnisses. Er wird daher seinen Platz als nicht allzu häufige „Motivationsinsel“ finden. Der Wochenplan dagegen, in der Grundschulpädagogik seit Längerem eine Selbstverständlichkeit, verlangt relativ wenig Aufwand, bietet breiten Raum, sich die Zeit selbst einzuteilen, und ist bei meinen Schülern deswegen jedenfalls außerordentlich beliebt. – Die Methode „Lernen durch Lehren“, hier von Renate Gegner (für die Spracherwerbsphase) und Hartmut Schulz (für den Lektüreunterricht) vorgestellt, leidet zweifellos an einem Grundwiderspruch: was Lehrkräfte an sachlichen und unterrichtlichen Kompetenzen in langen Jahren weiterführender Ausbildung erst an der Schule, dann in der Universität und schließlich wieder in der zweiten Ausbildungsphase erworben haben, soll jetzt in kürzester Zeit teils in Klassengesprächen, teils durch Lehrerhinweise, teils gleichsam urwüchsig zwar nicht ersetzt, aber doch teilweise ausgeglichen werden. Lernen durch Lehren werde denn auch nie der einzige methodische Weg sein, schreibt Schulz (S. 35),

und es ist auch deutlich, dass es, wenn er erfolgreich sein soll, intensiver Vorbereitung und Abstimmung mit den „Lehrerschülern“ bedarf, um so intensiver, je komplexer der Unterrichtsgegenstand ist, nicht zu vergessen, dass die gesamte Lerngruppe jeweils allmählich und schrittweise an das Verfahren gewöhnt werden muss. Ob für die Klarheit der Ergebnisse nicht doch eine Methode wie die „Direkte Instruktion“ bessere Ergebnisse bringt, wird man sich sehr ernsthaft fragen. Schulz stellt freilich eher die Fähigkeit zu selbständigem Arbeiten in den Vordergrund. – Gerhard Fink stellt „Formen der Verdichtung, Visualisierung und Operationalisierung“ vor, wie wir schon so viele beeindruckende und zupackend vorgetragene Beispiele von ihm gesehen haben. Geradezu befreiend (aber, so weit ich sehe, noch in keiner Grammatik zu lesen) ist der Hinweis, es gebe gar nicht „jede Menge“ „cum“s, sondern nur eines, das, wie ebenso die Partizipialkonstruktionen, gar keine festgelegte Bedeutung habe (S.58). Die verschiedenen Übersetzungsmöglichkeiten, so ist zu ergänzen, ergeben sich allein aus dem Kontext, sowohl dem Modus des Prädikats als auch dem Inhalt. Andererseits bezweifle ich, dass sich der Normalschüler mit der Hilfe des Schweizer Unternehmers „Adam V. Winzibau“ die Übersetzungen des Ablativs mit „**an, durch, aus, mit, von, wegen, in, zu, infolge, bei, auf Grund, unter**“ merken kann, und auch, dass er das überhaupt so sollte. – Andreas Fritsch und Ulrike Wagner, die aus der Officina Latina für Lebendiges Latein berichten, stellen vor allem eine Reihe von einfachen lateinischen Sätzen zusammen, die im Unterricht benutzt werden können, geschieden nach solchen für Lehrer und Schüler (wobei nur offenkundig die Überschriften vertauscht worden sind). – Mit Hilfe lebendigen Lateins will auch Anna Elissa Radke Latein lehren, teilweise mit Gedichten, die sie selbst geschrieben hat. Freilich wird ein Teil dessen so wohl nur im Rahmen einer Waldorf-Schule denkbar sein. – Das Internet im Lateinunterricht darf in einem solchen Rahmen nicht fehlen, und so stellt denn auch Michael Alperowitz ein „Multimedia-Projekt im Latein-Leistungskurs“ vor. Deutlich wird, wie nützlich das Internet dafür sein kann, Informationen zu beschaffen, die

sonst nur sehr mühselig zu bekommen wären, und daher auch Themen zu bearbeiten, die sonst wohl zu kurz kämen oder mindestens nicht selbständig von den Schülern bearbeitet werden könnten: Wie naturgetreu beschreibt Ovid die Pflanzen, in die seine Figuren verwandelt werden? Welche Werke gibt es, in denen seine Stoffe später verarbeitet wurden? Welche Hintergrundinformationen (Erdbeben in Italien u. a.) können mehr Klarheit schaffen? Deutlich wird aber auch, welche leicht verderbliche Gut URLs (auf deutsch: Internetadressen) sind: diejenige, unter der Informationen darüber abzurufen waren, wie antike Mythen in den StarTrek-Filmen verarbeitet wurden, existiert nicht mehr. – Peter Grau stellt einige lesenswerte Überlegungen dazu an, wie Bilder in lateinischen Textausgaben verwendet werden sollten (und wie nicht), und Rainer Nickel plädiert erneut, nicht zuletzt unter dem Eindruck der desolat geringen Textmengen, die im Lateinunterricht noch bewältigt werden können, dafür, lateinische Texte vergleichend mit deutschen Übersetzungen zu lesen. Das „mikroskopische Lesen“ scheint ihm hier kein Ausweg. Allerdings beantwortet auch er die Frage, warum man dann sich überhaupt noch mit dem lateinischen Text beschäftigen soll und ob die Schüler einen Anreiz verspüren das zu tun, nur teilweise. Wenn Nickel die Schilderung der Quelle Bandusia bei Horaz und eine ähnliche bei Plinius vergleicht und findet, dass Plinius seine einfach glasklar nennt (*vitreus*), Horaz aber Bandusia „klarer als Glas“, nennt er dies „Hyperbel als Merkmal des lyrischen Texts“. Aber das ist auch in deutscher Übersetzung erkennbar. Nebenher: stimmt es überhaupt? Kann man nicht einfach statt „lyrischen“ auch „rhetorischen“ einsetzen? Jedenfalls wird es wesentlich darauf ankommen, bei zweisprachigem Lesen die Kategorien zu bestimmen, unter denen wesentliche Unterschiede zwischen lateinischem und deutschem Text bestimmt werden können.

Wie gesagt: ein wesentlicher Band für die Unterrichtspraxis. Übrigens hätte er in diesem Umfang nie in der Reihe „Auxilia“ herausgebracht werden können, wenn der Verlag sich nicht zu kleineren Typen und geringerem Zeilendurchschuss entschlossen hätte, einer alten An-

regung (LGB 28, 1984, 18), die Fortsetzung verdiente.

Wiesehöfer, Josef: Das frühe Persien. Geschichte eines antiken Weltreiches. München: Beck 1998. 128 S., 14,80 DM (Beck Wissen in der Beck'schen Reihe. 2107; ISBN 3-406-43307-3).

Die Perser des Altertums galten, exemplifiziert z. B. in der Geschichte von Xerxes und Demaratos, als barbarisches Volk unter einem despotischen Herrscher, dazu mit einem reichen, dabei luxussüchtigen und verweichlichten Hof. Dieses Bild zu differenzieren, ist eine wesentliche Absicht des Kieler Althistorikers Josef Wiesehöfer, der bereits an anderer Stelle durch eine (umfangreichere) Darstellung des „antiken Persien“ hervorgetreten ist (Zürich/München 1994). Bestimmte Autoren des 4. Jht.s wie Platon, Aristoteles, Isokrates und Ktesias würden in ihrer historischen Zuverlässigkeit zuweilen über-, andere, wie Plutarch mit seiner Lebensbeschreibung Artaxerxes' II., eher unterschätzt.

Der erste Feldzug von Dareios und der zweite von Xerxes seien im Ergebnis viel erfolgreicher gewesen, als es uns die griechischen Zeugnisse glauben machen wollen – wie allerdings, fragt sich der Leser, wenn an ihrem Schluss unbezweifelbar jeweils eine entscheidende Niederlage stand? Auch Wiesehöfer schreibt ja (S.33): „Vollständig gescheitert ist Xerxes ... mit seinem Versuch, die Griechen des Mutterlandes zur Anerkennung der persischen Souveränität zu zwingen ...“ Allerdings habe Xerxes' Verhalten auf dem griechischen Kriegsschauplatz keineswegs von Feigheit, Grausamkeit und strategischem Unvermögen gezeugt, und es könne auch keine Rede davon sein, dass mit Xerxes der Niedergang der Persermacht und ein moralisch-ethischer Sittenverfall eingesetzt habe. Seine Regierungsjahre könne man im Gegenteil geradezu als Zeit kultureller Blüte ansehen.

Allerdings hätten die Siege griechische Identität(en) gestiftet und das noch uns geläufige Barbarenbild begründet, wenn auch ursprünglich Athener und die anderen Griechen weder für Europa gegen Asien noch für Demokratie und Menschlichkeit gegen Barbarei und Despotismus, sondern schlicht für ihre außenpolitische Unab-

hängigkeit gekämpft hätten. Erst danach, besonders deutlich bei Isokrates, verfestigte sich das Bild vom inferioren Barbarentum, das nichts anderes verdiene, als griechische Untertanen zu werden. Dabei war so manches, was zu diesem Bild gehörte und gehört, schief: Der Achaimenidenkönig wurde nicht als Gott verehrt, und ihm wurde auch keine göttliche Abkunft zugestanden. Auramazda habe ihm aber das Reich anvertraut; man kann von Gottesgnadentum des persischen Königums sprechen. Und die Proskynese der sozial Niedrigstehenden war eine Ehrenbezeugung ohne Fußfall.

Auch das Bild von Dareios III. sei bis heute dadurch bestimmt, dass viele ihn lediglich als feigen und unfähigen Gegenspieler Alexanders des Großen sehen. Dabei habe er sehr wohl eine überlegte und nachvollziehbare Abwehrstrategie verfolgt – sollte er sich in Issos und Gaugamela den Händen des Feindes überantworten? Alexander habe in erster Linie dank seiner herausragenden strategischen Fähigkeiten gesiegt, und auch er habe bis dahin elf Jahre angestrengtesten Kampfes zu überstehen gehabt. Bis zu diesem Zeitpunkt habe es im Perserreich lediglich regionale Instabilitäten und temporäre Schwächeperioden königlicher Macht gegeben, so dass der Sieg Alexanders nicht Ergebnis eines andauernden Niederganges gewesen sei, sondern eine Katastrophe. Im Grunde sei das Achaimenidenreich trotz oder vielleicht gerade wegen seiner Heterogenität ein starkes Reich gewesen.

Diese Hinweise, Auszüge, die vor allem den Altsprachler interessieren, mögen hier zeigen, dass aus diesem Buch Gewinn gezogen werden kann. Dennoch legt man das Buch nicht recht zufrieden zur Seite. Unnötig erscheint die ausführliche Darstellung der Quellen. Sie erscheint nur dann sinnvoll, wenn entweder ein Überblick über die Forschungsgrundlagen gegeben werden soll – für derlei ziehen aber Umfang und auch Zielsetzung der Reihe „Beck Wissen“ zu enge Grenzen – oder wenn sie die Grundlagen der Darstellung verständlicher macht – im Text wird aber kaum Bezug auf diesen Überblick genommen. So hätten die mehr als 21 Seiten, also ein Sechstel des gesamten Buches, besser darauf verwendet werden können, z. B. die eine oder andere Dar-

stellung der Ereignisgeschichte, die nunmehr so komprimiert erscheint, dass sie nur schwer verständlich ist, etwas ausführlicher zu fassen. Nur am Rande sei vermerkt, dass die Abkürzungen, die bei Zitaten aus Inschriften verwendet werden, nicht alle im Buch erklärt sind.

Clauss, Manfred: Das alte Israel. Geschichte, Gesellschaft, Kultur. München: Beck 1999. 126 S., 14,80 DM (Beck Wissen in der Beck'schen Reihe. 2073; ISBN 3-406-44573-X).

Wer im Monotheismus das konstitutive Moment der jüdischen Religion sieht, der sie von Anfang an von den anderen Religionen unterschieden habe, wer das jüdische Volk als eine Einheit sieht und die Bezeichnungen Israel und Juda für Synonyma hält, wer meint, dieses jüdische Volk sei aus Ägyptenland gezogen, um das Land Kanaan gemeinsam als sein Land in Besitz zu nehmen, ist reif für dies Buch. Erst nach dem Ende des babylonischen Exils, erst nachdem nach dem Ende Nebukadnezars/Nabonids von Babylon und dem Beginn der Herrschaft von Kyros dem Großen Juden aus dem babylonischen Exil zurückkehrten, begann sich endgültig die Verehrung von Jahwe als dem alleinigen Gott durchzusetzen. Vielleicht war der Monotheismus im Alten Testament sogar erst ein Produkt des hellenistischen Judentums. Die Zeit der Könige zuvor dagegen war geprägt von häufig blutigen Auseinandersetzungen zwischen Anhängern von Baal und Jahwe, begleitet von manchen Versuchen des Ausgleichs, was eine polytheistische Praxis bedeutete. Erst im babylonischen Exil erfuhren die Juden ihr Anderssein auch derart, dass sie entsprechende Denkmuster nach der Rückkehr aus dem Exil in das ihnen „zugelobte Land“ nicht ablegten, und malten zugleich jene Erzählungen immer weiter aus, die sie schon immer als Fremde, sei es in Ägypten, sei es in Kanaan, charakterisiert hatten. Erst David war es gelungen, vom einfachen Schutzgelderpresser – das Verfahren zeigt wohl 1. Sam. 25 – aufzusteigen, das südliche Palästina zum Reich Juda zu vereinen, dessen König er wurde, und schließlich auch die nördlichen Stämme dazu zu veranlassen, ihm gemeinsam die Herrschaft anzutragen, der Anfang wiederum des Staates Israel. David verfügte also

über eine Doppelmonarchie. Beide Teile, Juda und Israel, waren seit alters von einem Städtequerriegel, gebildet von den kanaanäischen Städten Geser, Saalbim, Ajalon, Jerusalem, getrennt gewesen. Denn gegen die Städte sowohl der Philister als auch der Kanaanäer hatten die Hebräer keine Mittel besessen. Erst David gelang es, das angeblich uneinnehmbare Jerusalem zu erobern und zu seiner Hauptstadt zu machen. Die frühen Hebräer endlich waren Nomaden gewesen. Ägypten hatte solche Nomaden, sofern die Lebensbedingungen in Wüste und Steppe nichts mehr hergaben, durchaus aufgenommen, registriert und ihnen Land zugewiesen, wofür sie allerdings Gegenleistungen zu entrichten hatten: sie wurden zu Dienstleistungen bei Bauvorhaben herangezogen. „Diese Forderung rief bei den an Freiheit gewöhnten Nomaden einen Aufruhr hervor, sie ergriffen die Flucht. Diese Flucht einiger Hebräer aus Ägypten, die sich zeitlich nicht festlegen läßt, wurde zum Fixpunkt der Geschichte, weil sie entgegen aller sonstigen Erfahrung gelang.“ (S.13)

Nun ist dies insgesamt wohl nichts Neues. Wie weit Clauss Auffassungen vertritt, die nicht der *communis opinio* entsprechen, vermag ich als völliger Nichtfachmann nicht zu beurteilen. Immerhin ist Clauss durch eigene Forschungen zum Thema ausgewiesen. Was aber jeden Leser erfreuen muss, ist die klare Gliederung und die durchdachte und lebendige Darstellung. Die Lektüre ist Genuss und Bereicherung; man möchte sie geradezu verschlingen. Bitte mehr solcher Bücher!

HANSJÖRG WÖLKE

Lendle, Otto: Die Söldner des Kyros. Historischer Tatsachenroman. Darmstadt: Primus Verlag 1999. 359 S., 39,80 DM (ISBN 3-89678-216-9).

„Von da zogen sie in x Tagen xy Parasangen nach xyz“, tönt es jedem entgegen, der im Gespräch mit Menschen, die irgendwann einmal Griechischunterricht hatten, auf Xenophon kommt. Die entsprechenden Textstellen waren vermutlich nicht die Kerntexte der schulischen Anabasis-Lektüre, aber sie sind in ihrer Monotonie prägend für das gesamte Bild des Autors.

Erfreulich anders ist schon der Anfang von Lendles Buch, der von Xenophons Einstieg völlig abweicht und zunächst die Ankunft des Atheners in Ephesos ausführlich schildert. Gerade in dieser Partie, die L. frei von seiner Quelle ausgestalten kann, zeigt sich, dass er es versteht, Hintergrundinformationen über Olivenöl, Wein, attische Vasen als wichtige Exportgüter Athens, den Dank an die Götter nach einer glücklichen Reise u. a. in die Erzählung einzugliedern, ohne belehrend zu wirken. Nur selten bleiben im ganzen Buch Begriffe wie Pteryges oder Hybris ohne eindeutige Erklärung für den interessierten Laien stehen. Gerade am Anfang finden sich auch liebevoll gestaltete Details wie die Charakteristik des Kapitäns Nikagoras, der als maulfauler Brummbär, aber gleichzeitig guter und stolzer Seemann dargestellt wird. Schon an so früher Stelle findet sich eine Schilderung der Ordnung, die Kyros, der zum ersten Mal genannt wird, in seinem Herrschaftsbereich geschaffen hat. Sie dient neben weiteren Charakteristika des Persers dazu, Spannung aufzubauen und zugleich die Bedeutung des Kyros im weiteren Verlauf vorzubereiten. Diese Partie integriert L. in den Einladungsbrief des Proxenos an Xenophon, so dass von Anfang an sehr viel deutlicher als in der Anabasis motiviert wird, warum Xenophon sich auf ein solches Abenteuer einlässt. Zusammen mit der Schilderung der Reaktion des Xenophon, seiner Aufregung, seiner schlaflosen Nächte, der Entwicklung wichtiger Entscheidungen in Gesprächen, entsteht gegenüber dem nüchternen Bericht in der Anabasis eine lebendige Szene. Auch in anderen Passagen fügt L. Charakterisierungen, die ja auch in der Anabasis durchaus vorhanden sind, an erzählerisch günstigen Stellen ein, während sie bei Xenophon in der Regel schematisch der Schilderung des Todes des Betroffenen folgen.

An Stellen, die in der Anabasis bereits Reden enthalten, ist man häufig überrascht, wie wenig an zusätzlicher Rahmenschilderung ausreicht, um aus dem spröden Xenophontext interessante, manchmal sogar spannende Szenen zu gestalten. Andererseits gelingt es L., Xenophons lange, der Selbststilisierung dienende Reden, die gegen Ende der Anabasis zunehmen, angenehm zu ver-

kürzen und in indirekter Rede zusammengefasst wiederzugeben. Weite Partien in L.s Werk muten fast wie Übersetzungen seiner Quelle an; sein Kunstgriff liegt ganz einfach darin, die ursprüngliche Erzählung in der 3. Person durch Ich- bzw. Wir-Erzählungen zu ersetzen. Allein dadurch entsteht eine viel größere Intensität, während Xenophons gewollte Distanzierung bei heutigen Lesern eher Langeweile hervorruft. Die Verlebendigung entsteht auch, indem deutlicher als in der Anabasis Emotionen des Heeres und seiner Anführer, ihre Verzweiflung und Freude geschildert werden.

Es bleibt nur die Frage, wer dieses gelungene Buch lesen wird. L.s im Nachwort geäußerten Wunsch, einem „breiteren Publikum den Zugang zur Anabasis zu eröffnen“ (S. 352), sehe ich im Hinblick auf seine Verwirklichung mit (hoffentlich zu) großer Skepsis. Gerade für diese Leser wäre allerdings ein ausführlicherer Erläuterungsteil und detaillierteres Kartenmaterial wünschenswert gewesen, während die Transkriptionen aus dem Griechischen verzichtbar sind. Für Kinder, die die Abenteuergeschichte reizen könnte, ist die Darstellung wohl zu erwachsen. Gern benutzen wird das Buch aber der Griechischlehrer, der nicht im Original gelesene Stellen auf interessante Weise überbrücken oder auch Xenophons gestalterische Mittel auf der Basis eines Vergleichs mit L. herausarbeiten will, und vielleicht auch der eine oder andere Schüler, der die ganze Anabasis im Zusammenhang lesen möchte, ohne auf Xenophon selbst zurückgreifen zu müssen.

DAGMAR NEBLUNG, Berlin

Dalby, Andrew: Essen und Trinken im alten Griechenland. Von Homer bis zur byzantinischen Zeit. A. d. Engl. v. Kai Brodersen. Stuttgart: Reclam 1998. 351 S., 68,00 DM (ISBN3-15-010443-2).

Darstellungen griechischer Küche hat es auch in der Vergangenheit bereits gegeben. Ich erinnere hier nur an Orths Artikel „Kochkunst“, RE 11,1 (1921) 944-982. Friedrich Bilabel: Antike Küche. München 1927. Don u. Patricia Brothwell: Food in Antiquity. London 1969 (dt. Manna und Hirse. Mainz 1984). Aber was Andrew Dalby hier vorgelegt hat, übertrifft an Umfang, Länge des behandelten Zeitraumes und Detailreichtum al-

les, was bisher erschienen ist. Die deutsche Ausgabe ist mehr als nur eine Übersetzung des vor drei Jahren erschienenen englischen Werkes „Siren Feasts“, sondern eine Neubearbeitung durch den Autor. Die Bibliographie umfasst über 19 eng bedruckte Seiten (der Band ist nicht Teil der Universalbibliothek; sein Format ist über doppelt so groß!), die Anmerkungen 40 Seiten. Die umfangreiche, häufig farbige Bebilderung erklärt auch den Preis.

Dalby schickt ein Kapitel voraus, in dem er die verschiedenen Gelegenheiten des Essens, Opfer, Essen mit Gästen, Essen zu Hause, und in diesem Zusammenhang vor allem auch die Rolle der Frau (sie aß offenbar meist, was übrig blieb) zu klären. Die eigentliche Darstellung beginnt mit der prähistorischen Welt der Ägäis. Veröffentlichungen über Ausgrabungsfunde wertet Dalby dabei in hohem Umfang aus, begonnen bei Rhinoceros-, Nilpferd- und Elefantenknochen (!) an Fundstätten in Thessalien aus der Zeit von 50 000 bis 30 000 v. Chr. Daraus wird deutlich, dass der deutsche Titel, der die Darstellung auf das „alte Griechenland“ beschränkt, so nicht zutrifft, auch der Untertitel nicht. Dasselbe gilt für das andere Ende der Zeitskala: Auch die Küche von Byzanz, diejenige des osmanischen Reiches und ein kurzer Ausblick auf „Lebensmittel und Wein der modernen Ägäis“ beschließen das Buch.

Die Fülle von Informationen, die dazwischen ausgebreitet wird, beeindruckt tief. So erfährt man, nur um einiges herauszugreifen, dass in Athen und den anderen Städten Mittel- und Südgriechenlands, anders als es manchmal nach der Ilias und der Odyssee zu sein scheint, Rind- und Kalbfleisch eher selten gegessen wurden, dafür jedoch auch Hunde und Wildesel (beide jedoch kein Essen, das hohes Ansehen genoss). Ja Galen berichtet sogar, dass „vor langer Zeit skrupellose Wirte und andere“ die Möglichkeit entdeckt hätten, Menschenfleisch zu servieren – aber klingt das nicht doch nach einer bloßen Schauergeschichte?

Die wichtigsten Kohlehydratlieferanten – heute heißt das ja nach dem englischen „cereals“ „Zerealien“ – waren Gerste, deren Schrot *ἄλφιτον* hieß, und eine einfache Form des heutigen Weizens, der Emmer, und sein Mehl, das *ἄλευρον*.

Brot backen kann man mit Gerste nur schlecht; hierfür wurde, auch als man noch weiter entwickelte Weizensorten kannte, meist noch Emmer benutzt, häufig, aber nicht immer ohne Backtriebmittel. Hier freilich liegt offenbar ein Übersetzungsfehler vor (S. 134): Weinhefe war ein Gewürz. Als Backtriebmittel konnte neben unserem Backpulver (Natriumcarbonat) auch Weinstein-salz verwendet werden (Kaliumcarbonat, unsere heutige Pottasche).

Beim Wein bleibt Dalby freilich zwangsläufig kürzer als andere, gibt es hierfür doch nicht nur zahlreiche, sondern auch umfangreichere andere Darstellungen; ich denke hier etwa an G. Hagenow: *Aus dem Weingarten der Antike*. Mainz: Zabern 1982.

Über das englische Original ist geurteilt worden, Dalbys Buch werde für lange Zeit das Standardwerk über die Ernährung und Küche in Griechenland bleiben. Dem wird man sich nur anschließen können.

Horn, Christoph: Antike Lebenskunst. Glück und Moral von Sokrates bis zu den Neuplatonikern. München: Beck 1998. 271 S., 24,00 DM (Beck'sche Reihe. 12171; ISBN 3-406-42071-0).

In den vergangenen zwei Jahrzehnten, so konstatiert Horn, habe sich ein breites öffentliches Interesse an der antiken Konzeption der Ethik entwickelt: ein gutes Indiz sei die Bewegung für eine „philosophische Praxis“, deren Beratungsangebot sich sowohl gegen psychologische Therapie wie gegen kirchliche Seelsorge zu profilieren suche. Bei der antiken Ethik habe es sich stets um eine Lebenskunst und Lebenstechnik gehandelt, deren Anspruch es gewesen sei, den Menschen zu formen oder doch ihm einen Weg zum persönlichen Glück zu weisen, während für die neuzeitliche Ethik kennzeichnend sei, dass sie normative Ansprüche grundsätzlich, d. h. unabhängig von der eigenen Person, auf ihre Struktur und Begründung hin untersuche. Anders ausgedrückt: antike Ethik verfare „akteurzentriert“, während die moderne Ethik „handlungszentriert“ angelegt sei (S. 192). Oder noch wieder anders: die antiken Moralphilosophien gehören – Horn benutzt hier Frankenas Terminologie – fast ausschließlich zu den teleologischen Ethiken, die ein

höchstes oder allgemein erstrebenswertes Gut ansetzen und insofern auch das Selbstinteresse des Handelnden, dem dieses Gut zugute kommt, anerkennen. Anders deontologische Ethiken, die zunächst das bestimmen, was getan werden muss, ohne Rücksicht darauf, ob es dem Selbstinteresse des Handelnden dient, am reinsten und konsequentesten durchdacht in der Pflichtenethik Kants. Ganz entsprechend sei es nach antiker Auffassung Aufgabe der Vernunft gewesen, nicht nur Widerspruchsfreiheit usf. zu untersuchen, sondern stets auch über das Wahre, Gute und Nützliche zu urteilen; ihr wohne stets eine Strebenstendenz inne, d. h. dass man sich nach ihr richte.

Insofern sei die Konzeption eines Willens als einer Instanz, die ihre Wahl unabhängig von der Vernunft trifft und die ihren Träger letztlich erst zu einer moralisch verantwortlichen Persönlichkeit macht, der Antike weitgehend fremd. Man denke nur an Sokrates' Überzeugung, niemand tue freiwillig Unrecht. Erst die Stoiker, die vor die Handlung erst die Instanz der Zustimmung (*συνκατάθεσις*) gesetzt haben, scheinen hiermit den Grund für eine Konzeption des Willens gelegt zu haben. Erst im christlichen Weltbild, in dem Gott die Guten belohnt und die Schlechten bestraft, werde die Freiheit der Entscheidung zwischen Gut und Böse und damit auch die moralische Verantwortlichkeit notwendig. Und so sei es denn auch Augustinus gewesen, der mit seinem Begriff des *liberum arbitrium* das freie Entscheidungsvermögen von der *voluntas* als Handlungstendenz oder Neigung gesondert habe. Das Christentum trage, so eine der plausiblen Deutungen, auf diese Weise Mitverantwortung dafür, dass der antike Begriff von Ethik, vielleicht sogar von Philosophie überhaupt, als Selbstsorge und Lebenskunst verlorengegangen sei. In Werken der letzten fünfzehn Jahre, bei den Philosophen Bernard Williams, Hans Krämer, Julia Annas, Alasdair MacIntyre und den Kommunitaristen und sogar Michel Foucault findet Horn nun Ansätze, Ethik wieder als Bestimmung einer Lebensform, als Hilfe auch im Alltag, gegenüber dem einzelnen Phänomen wiederzugewinnen. Hans Krämer spreche geradezu von dem „Kantischen Sündenfall“ der

Sollensethik, in der es ja nichts Gutes gebe außer nur dem guten Willen.

So anregend dies Buch ist, die eine oder andere Unbehaglichkeit bleibt:

1. Das Buch ist nicht historisch, sondern systematisch angelegt. Vor allem will Horn antike Ethiken stets wieder gegenüber modernen Einwänden verteidigen. Bei einem solchen Vorgehen besteht grundsätzlich die Gefahr, einen Philosophen nicht aus sich heraus zu verstehen, sondern auf der Grundlage der Fragen, die Heutige stellen. Besonders deutlich ist dies z. B., wenn Horn fragt, ob es in der antiken Philosophie einen engen (oder, wie Horn formuliert, einen „starken“) Begriff von Moralität gegeben habe (und übrigens „präzise den Standpunkt des kategorischen Imperativs, wie ihn scheinbar erst Kant formuliert hat“, bereits bei den Stoikern findet: S. 224).

2. Die eine oder andere Interpretation bleibt fraglich. Dass die Lehre der Sophisten nicht z. B. berufsqualifizierend, sondern persönlichkeitsbildend gewesen sei (so anscheinend S. 50 f.), scheint nicht nur nach Platons frühen Dialogen äußerst fraglich, versprochen sie doch Erfolg und Durchsetzungsfähigkeit. Und dass Sokrates das Wissen von der Tugend als eine τέχνη angesehen habe, ist in dieser undifferenzierten Form mit Sicherheit falsch (S. 128), ist es doch gerade dieser Begriff, der wesentlich dazu beiträgt, dass die frühen Dialoge in der Aporie enden.

Epikur und die Stoa über das Glück. Ausgew., übers. zusammengest. u. m. e. Einf. sowie Anm. vers. v. Gerhard Krüger. Heidelberg: C. F. Müller 1998. VI, 46 S., 22,00 DM (Heidelberger Forum. 100; ISBN 3-8114-2798-9).

Diese kleine Broschur, mit 22 DM übrigens nicht gerade billig, verfolgt offenkundig keine wissenschaftlichen Zwecke im eigentlichen Sinne, sondern ist ein schon fast protreptisches Lesebüchlein. „Die hellenistische Philosophie ist eine praktische Philosophie, die einem therapeutischen Ziel dient. Sie wird mit der Medizin verglichen: wie diese sich das Ziel setzt, den Körper von Krankheiten zu befreien, so widmet sich die Philosophie der seelischen Therapie.“ (S. 4) In der Hauptsache besteht es aus Übersetzungen von

Fragmenten und Darstellungen der jeweiligen Schulen. Epikur kommt weitestgehend selbst zu Worte: mit dem Brief an Menoikeus, dem Abschiedsbrief an Idomeneus, eine Auswahl aus den Κύρια Δόξαι und den Προσφωνήσεις (hier wäre es angenehm gewesen, wäre die traditionelle Zählung beigegeben) unter der etwas irreführenden Überschrift „Aphorismen“. Von der Stoa ist fast nur die jüngere vertreten: bis auf zwei Passagen aus Diogenes Laertios und Stobaios werden ausschließlich Seneca und Epiktet zitiert. Die durchaus nicht knappen Anmerkungen zu den Übersetzungen geben die notwendigen Lesehilfen. Die sehr kurzen Einleitungen erheben gewiss nicht den Anspruch, die Lehre oder auch nur die Ethik der beiden Schulen vollständig darzustellen. Die Systematik der Güterlehre der Stoa schimmert beispielsweise lediglich hinter dem ausführlich vorgestellten Grundsatz hervor, man solle nicht das Unverfügbare wollen, wird aber nicht herausgearbeitet.

Das bedeutet nicht, dass Krüger darauf verzichtet, sich selbständig mit den Texten auseinanderzusetzen. Sowohl Anmerkungen als auch die Übersetzungen zeugen davon. Nicht nur, dass die Übersetzungen gut lesbar sind, sie nehmen auch zu umstrittenen Stellen selbständig Stellung. Man vergleiche z. B. die äußerst schwierige Stelle im „Brief an Menoikeus“ 124, die hier nicht weiter besprochen werden kann: Olof Gigon, Hans-Wolfgang Krautz, Malte Hossenfelder und Gerhard Krüger übersetzen alle verschieden.

Der erste Satz der Einleitung verwundert: „Glück - was ist das? Um diese Frage war es nach Kant still geworden.“ Wer sich von diesem Satz nicht abschrecken lässt – vielleicht ist er ja auch bloß missverständlich –, wird, wie gesagt, kein neues wissenschaftliches Werk erhalten, wohl aber eine Art – Krüger benutzt den Ausdruck nicht – „Epikur und Stoa für Manager“.

HANSJÖRG WÖLKE

Kloft, Hans: Mysterienkulte der Antike. Götter - Menschen - Rituale. 127 S., 14,80 DM. München: Beck 1999 (Beck Wissen in der Beck'schen Reihe. 2106; ISBN 3-406-44606-X).

Hans Kloft, Professor für Alte Geschichte an der Universität Bremen, geht mit dem vorliegen-

den Band einem nach eigenen Auskünften bereits seit über dreißig Jahren anhaltenden Interesse an antiken Mysterienkulten nach. Auf wenig mehr als einhundert Seiten will er die Mysterienkulte als „... religionsgeschichtliches Phänomen im Rahmen der allgemeinen Geschichte der Alten Welt verständlich machen ...“ (S. 6).

Nach einem einleitenden Kapitel zur Themen- und Begriffsklärung, zu Quellen, Ziel und Grenzen des Unterfangens werden fünf Kulte in ihren Grundzügen vorgestellt: Demeter und Eleusis; Dionysos - Sabazios; Isis und Osiris; Kybele und Dea Syria; Mithras. In diesen Einzelkapiteln erläutert der Autor jeweils knapp den Mythos und geht dem Ursprung des Kultes sowie dessen Verbreitung in der griechischen und römischen Welt nach, wobei häufig auf literarische Zeugnisse (in Übersetzung dem Text beigegeben) und archäologische Funde Bezug genommen wird.

Es folgt ein Kapitel mit der Überschrift ‚Vielfalt und Gemeinsamkeit‘ mit dem Ziel, eine „... virtuelle Matrix ...“ zu erschaffen, „... die dem Verständnis der unendlichen Vielfalt von Erscheinungen die Richtung weisen soll...“ (S. 85). Genauer gesagt fallen in dieses Kapitel u. a. Erläuterungen zu Initiation, Gottesdienst, Lebenshaltung und Jenseitserwartung der Anhänger von Mysterienkulten. Das letzte Kapitel beschreibt die Beziehung zwischen Mysterienkulten und frühem Christentum.

Das Buch ist mit einem guten Dutzend Abbildungen, relativ ausführlichen Literaturhinweisen und einem Register versehen, was zur Benutzbarkeit in ebenso erfreulicher Weise beiträgt wie die Tatsache, dass die komplizierte Terminologie beim Anspruch der Allgemeinverständlichkeit nicht etwa vermieden, sondern benutzt und vorbildlich erklärt wird.

Wer nach diesen Angaben zur Buchaufteilung farbenfroh ausgeschmückte Erzählungen zu den Mythen, zum Ablauf der Mysterienfeiern oder zu geheimen blutig grausamen Ritualen erwartet, wird enttäuscht. Alle dargebotenen Fakten bleiben präzise eingebettet in den komplizierten wissenschaftlichen Zusammenhang der behutsamen Auswertung literarischer Quellen, archäologischen Befunden und sozialgeschichtlicher Kenntnisse.

Schon im Vorwort macht der Autor – wie mir schien mit einigem Bedauern – deutlich, dass er weit mehr Stoff zur Thematik zusammengetragen hat, als in dieser Einführung verarbeitet werden konnte. Genau das macht m. E. das Buch schwierig. Es soll der Querschnitt eines schier unendlichen Materials geliefert werden, dessen Deutung in weiten Teilen vage, bruchstückhaft oder ganz unmöglich ist. Dazu soll ein hoher wissenschaftlicher Anspruch gewahrt bleiben. Das führt derart häufig zu Formulierungen wie „das und das dürfte so gewesen sein, mag eine Rolle gespielt haben“, „davon darf man ausgehen“, „damit ist zu rechnen“ etc., dass sich der eine oder andere Leser am Ende irritiert fragen wird, ob er außer der Erkenntnis, dass vieles ungewiss ist, tatsächlich einen Verständniszuwachs erfahren hat.

So sehr man sich ein Gesamtbild à la „Die Entschlüsselung der letzten Menschheitsrätsel“ wünscht, wissenschaftlich gesehen bleibt das Erkennen unvollständig und manches Detail unerklärbar, geheimer Bestandteil geheimer Kulte. Was nicht bedeutet, dass, was wir wissen, nicht – geordnet dargeboten – zu einem Bild, wenn auch zu keinem gesamten, werden kann. Mitunter können Teile kultischer Handlungen in einigen Details genau beschrieben werden (so bei Kybele, Isis und Mithras); immer dann wird das Buch besonders interessant. Jedoch avanciert der Autor selbst dabei geradezu zu einem Meister im Auffinden von immer neuen schwebenden Formulierungen, die eine Information zwar übermitteln, die gleichzeitig aber so vage sind, dass der Leser verschiedenste Vorstellungen mit ihnen verknüpfen kann. Das, was man sich gern genau vor Augen führen möchte, bleibt der eigenen Phantasie überlassen. So z. B. wenn berichtet wird, dass: „... Nahrungsmittel dadurch, daß ... mit ihnen hantiert wird, gleichsam kultisch ‚aufgeladen‘ und in einen anderen Aggregatzustand überführt ...“ werden (S. 91) oder wenn ein Hierophant „... unter Ausnutzung von Dunkel und Licht ... mit Hilfe eines Gongs die Kore-Persephone aus der Erde hervorruft ...“, während der Mysterie in „... frommer, schweigender Schau ... auf das Gezeigte ‚antwortet‘ ...“ (S. 91).

Sehr knapp gehalten ist leider das Kapitel über die Jenseitserwartung und Lebenshaltung, in dem

die m. E. maßgeblich interessierende Frage behandelt wird, was ein Mysterienkult für den antiken Menschen bedeutet hat. Wenig Platz bleibt auch für den Vergleich mit den offiziellen Kulturen: nicht eine bestimmte Art zu leben oder moralische Qualifikation führte offenbar zur Gegenleistung der Gottheit, sondern die regelrechte Ausübung kultischer Praktiken. Bei einigen Mysterienkulturen führt sie – wie man erfährt – sogar zu einem glücklichen Leben vor und nach dem Tode (vorausgesetzt selbstredend das richtige Hantieren mit den Gegenständen).

Viele interessante Fragen müssen – wie auch der Autor einschränkt – unberührt bleiben. Ungeachtet dessen liegt uns ein lesenswertes Buch vor, das eine komplizierte Materie anspruchsvoll und faktenreich näherbringt, wenngleich die zugrunde liegende Gedankenwelt fern, fremd und mysteriös bleiben muss.

PEGGY WITTICH, Cottbus

1. Lieberg, Godo: *Caesars Politik in Gallien. Interpretationen zum Bellum Gallicum*. Bochum: Brockmeyer 1998. 186 S., 34,80 DM (ISBN 3-8196-0564-9).

2. Walser, Gerold: *Studien zum Beginn der Caesarischen Eroberung von Gallien*. Stuttgart: Steiner 1998. 192 S., 76,00 DM (Historia. Einzelschriften. 118; ISBN 3-515-07248-9).

Hier liegen zwei Bücher vor, deren Ziele gegensätzlicher nicht sein könnten: Lieberg vertritt die Auffassung, Caesar sei keineswegs ein machthungriger und ruhmsüchtiger Eroberer gewesen, der seine eigentliche Absicht, nämlich ganz Gallien zu erobern, von Anfang an gefasst habe und sie nur hinter geschickten Propagandaformulierungen verstecke. Vielmehr sei der Gallische Krieg „von Konflikten genährt <worden> ..., die Caesar von Fall zu Fall zu lösen hatte. Dabei handelte er nach den traditionellen Grundsätzen römischer Außenpolitik, die im Falle Caesars ... nicht von Angriffsabsichten bestimmt war. Caesar hat allerdings diese Konflikte so energisch und radikal gelöst, wie das kein römischer Statthalter vor ihm getan hat.“ (S. 146)

Ganz anders Walser: er bekennt, sich bereits in der Schule gefragt zu haben, was denn eigentlich die Rolle von Ariovist gewesen sei, aber kei-

ne Antwort erhalten zu haben. Seinen Beschluss, den er schon als Student gefasst habe, nämlich einen historischen Kommentar zu Caesar schreiben, habe er nunmehr erst im neunten Lebensjahrzehnt wenigstens für einige Kapitel verwirklichen können: um zu zeigen, wie Caesar in seiner Darstellung die Tatsachen manipuliert habe, um den wahren historischen Hintergrund zu verbergen.

Beide Autoren beanspruchen nicht, Neues vorzutragen, Lieberg nur, „durch eine sorgfältige Interpretation aller relevanten Kapitel“ die These „auf eine neue, solide Grundlage“ zu stellen (S. 7). Walser gar sah seine Aufgabe in der Hauptsache „im Sammeln und Registrieren der kritischen Stimmen“ (S. 10).

1. Lieberg analysiert, um ein Beispiel zu nennen, die Kapitel 1,44-47 auch stilistisch. Auf der formalen Ebene gelingen ihm dabei präzise begründete Beobachtungen. Wenn er aber z. B. folgert (S. 119): „Die sprachliche Form dient ... Caesar nicht zur Verschönerung oder Verschleierung der Sachverhalte, sondern zu ihrem sachgemäßen Ausdruck“, kann dies aus einer rein formalstilistischen Analyse natürlich nicht hervorgehen. Und wenn Caesar gegenüber Ariovist – es geht hier um BG 1,45 – betont, er wolle in der Tradition der Senatsentscheidungen ein freies Gallien und nicht ein von Ariovist unterworfenen, muss man mindestens fragen, wieso Caesar die Definitionsgewalt darüber beansprucht, was denn Freiheit sei. An anderer Stelle sagt denn Lieberg auch unmissverständlich (S. 160): „Freiheit ... konnte Caesar den Galliern nicht gewähren“; denn er „muß das Interesse des römischen Staates über die Freiheit der Gallier stellen“. Nun belegt dies nicht mehr, als dass Caesar den propagandistischen Standpunkt des Senats vertritt, und nicht, dass sein Bericht über seine Taten ebenfalls Propaganda ist. Aber verschleiern durch Sprache kann Caesar schon.

Dass wiederum Caesar den Helvetiern nach seinem Sieg im Prinzip die Freiheit gelassen habe, ist schon richtig; denn eine *deditio* nach 1,27 bedeutet dies. Aber ihr Staatswesen war dadurch aufgehoben (KIPauly 1,1421), und so ist die Folgerung Liebergs kühn: „Caesar ... hat den Krieg mit den Helvetiern nicht gewollt, ... um sie an-

schließlich zu unterwerfen und das römische Reich zu erweitern.“ (S. 50). Ein *foedus* Roms mit den Helvetiern ist für 56 v. Chr. bezeugt. Aber davon, dass es jetzt und hier geschlossen worden sei, davon schreibt Caesar nichts; alles andere ist, wie Lieberg selbst schreibt, Vermutung.

Einer solchen Vorgehensweise Caesars entspricht es am ehesten, wenn man annimmt, Caesar habe seine Berichte nach und nach aus Gallien nach Rom geschickt. Eben diesen Standpunkt nimmt Lieberg auch ein, wenn er das Prooimion analysiert. Es schildere die Belger in einer Lage, die, nachdem sie am Ende von Buch 2 besiegt worden sind, nicht mehr im Präsens beschrieben werden kann: als Unterworfenen können sie nicht mehr tapferstes Volk genannt werden; der Handel werde nunmehr auch angewachsen sein. Den Widerspruch schließlich, dass nach 1,1,4 die Helvetier fast täglich mit den Germanen kämpfen, nach 1,2,4 aber wegen der natürlichen Grenzbarrieren Schwierigkeiten hätten, Angriffskriege mit ihren Nachbarn, also auch den Germanen zu führen, versucht Lieberg mit einer Vermutung zu stützen, die seine These weiter untermauern könnte: vielleicht erkläre sich das daraus, „daß Caesar das Prooem schon vor den Operationen [also dem Helvetierkrieg] geschrieben hatte und erst nach dem Abschluß, also etliche Monate später, das 1. Buch verfaßt hat“. Abgesehen davon, dass dies das Problem nicht löst, stellt es meine Vorstellungsgabe auf eine harte Probe – auch unter der Voraussetzung, dass die ersten Sätze des BG ursprünglich aus Caesars Briefen an den Senat (Suet. Iul. 56,6) stammen (S. 16 f.), bei denen freilich Sueton weder schreibt noch nahelegt, dass sie überhaupt dies Thema hatten.

Endlich geht Lieberg auf so manches nicht ein, was seiner These von der Wahrheitstreue Caesars widerspricht: die Motive, die Caesar den Helvetiern für ihre Auswanderung unterschiebt, die Eroberung ganz Galliens und die dubiose Rolle, die Orgetorix hierbei spielt, die abstruse Größe des Auswanderungszuges, wenn man sich auf 1,29 verlässt – die entsprechenden Kapitel bespricht er erst gar nicht.

Damit soll das Buch nicht auf den Müll der Wissenschaft geworfen werden: es enthält vielerlei nützliche und gute Beobachtungen. Aber

ich habe nicht den Eindruck, dass es Lieberg gelungen ist, seine Grundthese zweifelsfrei und systematisch zu belegen.

2. Walsers Kernthese, nicht von ihm, sondern, ohne dass dieser von Söldnern gesprochen hätte, von Delbrück erstmals formuliert (Geschichte der Kriegskunst T.1. Berlin 1900. S. 433 f.), ist, dass der Helvetierzug in Wahrheit „ein ostkeltischer Söldnerzug zur Unterstützung der Unterlegenen des Ariovist war“ (S. 87). Alles, was dem widerspreche, sei Teil einer Legende, die Caesar in seinem Bericht systematisch aufgebaut habe, um sein Eingreifen gegenüber seinen Adressaten in Rom zu rechtfertigen, bestehend im Wesentlichen aus Auslassungen, aber auch Umgestaltungen. Ein wesentliches negatives Argument hierfür ist, dass es nur eine einzige, ganz unsichere Spur dafür gibt, dass im Jahre 58 v. Chr. im Gebiet der Helvetier Siedlungen verbrannt wurden – eine Basler Siedlung wurde sogar nachweislich zu dieser Zeit nicht aufgegeben. Auch hat sich Walser gefragt, ob es denn wirklich der alte Divico gewesen sein konnte, der bereits bei (oder sogar seit) der Niederlage des Konsuls Cassius gegen die Helvetier 107 v. Chr. deren Heerführer war, musste er doch inzwischen mindestens 75 Jahre auf dem Buckel haben (S. 59), woraus Walser, zusammen mit einigen anderen Argumenten, eine literarische Fiktion der gesamten helvetischen Gesandtschaft erschließt. Dass Caesar ferner Ariovists Sieg bei Magetobriga von 62 erst 1,31 erwähnt, mag dazu dienen zu verschleiern, unter welchem Druck die Gallier bereits zu Beginn des Zuges gegen die Helvetier standen.

Es ist einsichtig, dass die Hypothese vom ostkeltischen Söldnerzug auch nur eine solche ist, nicht bewiesen werden kann und mir, ich gestehe, auch etwas kühn erscheint. Dessen ungeachtet: Dies Buch ist in der Reihe Historia-Einzelschriften ein wenig vor dem Lehrer versteckt. Bereits das Inhaltsverzeichnis zeigt, dass es in erheblichen Teilen für die Hand des Lehrers geeignet und wohl auch gedacht ist, jedenfalls nicht oder mindestens nicht in erster Linie als eigenständiger Forschungsbeitrag: eine (sehr kurze und eher persönliche) Einführung „Caesar als Schulschriftsteller“, der lateinische Text von BG 1,1-

29 nach Harald Fuchs mit der etwas bearbeiteten Übersetzung von Marieluise Deißmann und ein „historischer Kommentar“ hierzu. Es folgt ein Kapitel mit der Überschrift „Beurteilung von Caesars Buch des Jahres 51 v.Chr.“, das nach Walsers Auffassung das Publikationsdatum von BG ist, ein weiteres „Der Helvetier-Auszug auf dem Hintergrund der keltischen Geschichte“ und ein Anhang, der mehr als die Hälfte des Buches einnimmt: „Stimmen zur Caesar-Kritik, das Jahr 58 betreffend“, in dem von Mommsen über Delbrück bis zu Peter Rauchs Buch von 1931 (2. Aufl.) über die Glaubwürdigkeit Caesars ausschließlich alte Literatur zur Sprache kommt.

HANSJÖRG WÖLKE

von Essen, Gesa: Hermannsschlachten. Germanen- und Römerbilder in der Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts. Göttingen: Wallstein 1998. 288 S., 48,00 DM. (Internationalität nationaler Kulturen. Ser. B, Bd 2; ISBN 3-89244-312-2).

Die Geschichte von Hermann dem Cherusker, der durch Einigung der germanischen Stämme die römischen Legionen im Teutoburger Wald habe schlagen können und so zum „Befreier Germaniens“ geworden sei, spielte lange eine bedeutende Rolle in der politischen Kultur Deutschlands. Noch 1933 ließ sich Adolf Hitler in leicht durchschaubarer Wahlkampfabsicht vor dem Detmolder Hermannsdenkmal abbilden. Diese sinn- und identitätsstiftende Erzählung scheint zuletzt mit dem von Reiner Wiegels und Winfried Woesler 1995 herausgegebenen Sammelband über Geschichte, Mythos und Literatur der Varusschlacht und Andreas Dörners Buch ‚Politischer Mythos und symbolische Politik‘ von 1996 sehr gut erforscht. Warum also noch eine Veröffentlichung über den Hermannmythos? So mag man sich fragen, wenn man Gesa von Essens Buch zur Hand nimmt, das auf ihrer 1997 in Göttingen fertiggestellten germanistischen Dissertation beruht.

Zu Unrecht, denn die Autorin wählt einen anderen als den üblichen Blickwinkel: Motivgeschichtlich untersucht sie die Konstruktion von Bildern des Eigenen und des Fremden an Hand der Darstellung von Römern und Germanen in Tacitus’ Germania sowie den Hermannsschlacht-

dramen J. E. Schlegels (1743), Klopstocks (1767), Kleists (1808) und Grabbes (1835). Essen zeigt nicht nur die seit Tacitus stetig wiederholten Topoi vom biederem, heldischen, doch gleichzeitig schlichten und zu Zorn und Trunksucht neigenden Germanen auf. Es geht ihr vielmehr in erster Linie um die kontrastive Darstellung des Fremden: In Übernahme ethnologischer Fragestellungen untersucht sie, ob und mit welchen Mitteln Alterität oder Alienität konstruiert werden, d. h. ob das Fremde als ein dem Eigenen gleichberechtigt gegenüberstehendes Anderes oder als etwas Illegitimes, sozusagen Wesensfremdes und daher Feindliches – eben Alienes – dargestellt wird.

In der je unterschiedlichen Darstellung dieses Fremden im Römischen, in dem sie das von den Autoren eigentlich gemeinte Französische zu erkennen glaubt, und des Eigenen, d. h. Zeitgenössisch-Deutschen, mit dem sie das Germanische kurzerhand identifiziert, kommt Essen durchaus zu interessanten Ergebnissen: So weist sie etwa nach, dass sich J. E. Schlegel bei der Charakterisierung des Eigenen, nämlich der Hermannsgestalt, ans Fremde – nämlich die aus dem französischen Barockklassizismus übernommene Stereotype der Heldendarstellung – anlehnt, eben um die Gleichwertigkeit der deutschen mit der Literatur des Nachbarlandes nachzuweisen. Auch die Interpretation von Grabbes Drama vor dem Hintergrund der politischen Erstarrung im Biedermeier scheint schlüssig, wenn der Hauptgegensatz hier gar nicht mehr zwischen Römern und Germanen verläuft, sondern zwischen Hermann mit seinem – interessanterweise von der Kolonialmacht Rom übernommenen – Einigungs- und Befreiungskonzept und der politischen Unreife der übrigen Germanen.

Es verwundert indes, dass die Autorin hierzu regelmäßig neuere soziologische und linguistische Forschungsliteratur zu Kolonialismus und Dekolonisierung heranzieht – ob diese nun durch die über hundert bis zweihundert Jahre älteren Dichter untermauert werden soll oder umgekehrt, bleibt offen. Auch gehen ihr mitunter die Ebenen durcheinander: Zeigt sie bei den Werken Schlegels, Klopstocks und Grabbes auf, wie die Autoren das Eigene und das Fremde kontrastiv künstlich konstruieren, erfolgt diese Konstruktion bei

Kleist durch eine seiner Figuren, nämlich den als extrem machiavellistisch gezeichneten Cheruskerfürsten. Der Frage aber, wieso Kleist das Eigene (seinen Helden Hermann) als fremd darstellt, nämlich mit der angeblich urgermanischen Eigenschaft skrupellosester Verstellungskunst, geht Essen nicht nach. Auch ihre reichlich umstandslose Identifizierung des Eigenen mit dem Germanischen und des Römischen mit dem Fremden (S. 12 u. ö.) lässt Fragen offen: Denn dass doch auch das Germanische für die Dichter und ihre Zeitgenossen ein – wenngleich idealisiertes – Fremdes war, wird gegen Schluss des Buchs (S. 251) zwar kurz erwähnt, spielt in der eigentlichen Untersuchung aber leider keine Rolle. Das Gleiche gilt für die These, Schlegel, Klopstock, Kleist und Grabbe hätten die „als negativ empfundenen Eigenschaften der eigenen Gesellschaft ... auf das römisch-französische Fremde projiziert“ (S. 252), mithin auch Teile des Eigenen alienisiert. Dieser interessante Gedanke taucht leider nur kurz in den Schlussbemerkungen auf, ohne dass er zuvor auch nur angeklungen, geschweige belegt worden wäre.

Überhaupt stechen die Schlussbemerkungen deutlich vom weniger lesenswerten Hauptteil ab, wo Essens Basisthese etwas sehr ausführlich auf die gleichfalls ausführlich zitierten Werke angewandt wird, die aber – diese Wertung möge dem Nicht-Germanisten gestattet sein – nicht gerade zu den Spitzenleistungen deutschsprachiger Dramenkunst gehören. Hinzu kommen störende Detailfehler sprachlicher und sachlicher Art („homini iracundi“ S. 32 u. ö.; „semiotische Zeichen“, S. 197 – gibt's denn noch andere?; S. 204 f. wird Grabbes Vergleich des Teutoburger Waldes mit einem „Auerstier“ als Beispiel für seine „durchgehende Anthropomorphisierung der germanischen Natur“ angeführt; S. 41 heißt es irrig, Rom hätte „die unterworfenen Völker in der Regel durch Verleihung des Bürgerrechts in den politischen Verband des Reiches“ einbezogen). Zusammenfassend bleibt der Zeit sparende Rat, sich auf die Lektüre der klugen und differenzierenden Schlussbemerkungen zu beschränken.

PHILIPP HEYDE, Hamburg

Menelaos L. Batrinos, Máthe Modern Greek, A new method of learning modern Greek, Verlag P. Ch. Paschalidis, Athen 1996, 226 S., 10.000 Drachmen.

Einen ungewöhnlichen Weg zum Verstehen der neugriechischen Sprache beschreitet der Verfasser dieses Buches, der Professor für Endokrinologie an der Universität Athen ist. Die allgemein bekannte Tatsache, dass es in der Mehrzahl der europäischen Sprachen sehr viele Wörter gibt, die auf das Griechische zurückgehen, veranlasst ihn zu der Überzeugung, dass ein durchschnittlich gebildeter Leser seines Buches imstande ist, ohne größere Schwierigkeiten mit Hilfe dieser Wörter seiner Muttersprache (im vorliegenden Fall des Englischen) nicht nur das moderne Griechisch, sondern auch das früherer Epochen zu verstehen.

In 15 Lektionen gelingt es ihm, dem Leser nicht nur einen ziemlich umfangreichen Grundwortschatz, sondern auch hinreichende Kenntnisse der (Formen-) Grammatik zu vermitteln. Im Gegensatz zu der Mehrzahl der heute auf einer kommunikativen Fremdsprachenmethodik basierenden Lehrbüchern verfolgt er eine Art „lexikozentrische“ Methode, wie der Aufbau der einzelnen Lektionen deutlich zeigt.

Die Texte der Lektionen bestehen aus griechischen Einzelsätzen, interlinearer Umschrift mit lateinischen Buchstaben, ausführlicher (englischer) Übersetzung, teilweise mit weiteren Worterläuterungen und/oder grammatischen Angaben, sowie einem zusätzlichen Vokabelverzeichnis mit (farbig abgesetzten) Hinweisen auf entsprechende Fremdwörter (im Englischen). Abgeschlossen wird jede Lektion durch eine „Basisgrammatik“, die ausschließlich die Formenlehre behandelt. Zwischen die einzelnen Lektionen eingestreut finden sich Textproben aus dem frühen, klassischen und hellenistischen Griechisch, so z. B. von Anaximander, Heraklit, Platon, Sophokles, Menander und aus dem neuen Testament. An die Lektionen schließen sich sechs Kapitel an, in denen in dialogähnlicher Form unterschiedliche Themen (Hotel, Reisen in Griechenland, Einkauf, Restaurant, Aufenthalt in der Stadt, Berufe) behandelt werden. Auch diese griechischen Texte werden jeweils durch eine Übersetzung und ein Vokabelverzeichnis ergänzt.

Als überaus nützlich erweisen sich Übersichten und Tabellen zu unterschiedlichen Bedeutungsfeldern wie „Familie“, „Körper“, „Kleidung“, „Farben“, „Nahrungsmittel“, „Berufe“, „Wünsche“, „Zeit- und Ortsangaben“ ebenso wie eine begrüßenswert ausführliche Zusammenstellung von ca. 100 sehr häufig vorkommenden Verbal- bzw. Nominalkomposita. Ein über 50-seitiges griechisch-englisches Wortverzeichnis aller in den griechischen Texten des Buches vorkommender Wörter mit zusätzlichen Bedeutungsangaben ist für den Benutzer des Buches sehr hilfreich. Ganz besondere Beachtung verdienen auch die informativen Ausführungen zur Geschichte und Kontinuität der griechischen Sprache von Homer bis heute, wobei auf die wichtigsten Veränderungen eingegangen wird, die in der hellenistischen und frühbyzantinischen Epoche und schließlich in der Zeit nach der Gründung des heutigen griechischen Staates nach 1827 eingetreten sind. Durch neuere Forschungsergebnisse überholt sind allerdings die Bemerkungen zur Entstehung der griechischen Sprache.

Fazit: Wer bei diesem Buch trotz des Titels nicht ein „Lehr“buch im üblichen Sinn erwartet, wird es nicht nur mit Freude in die Hand nehmen, zumal es auch äußerlich ansprechend (auf Hochglanzpapier mit einer Reihe von ausgewählten Illustrationen) gestaltet ist, und, wie der Verfasser selbst, von der einzigartigen Gestaltungskraft und „Langzeitwirkung“ der griechischen Sprache fasziniert sein, sondern es auch mit Gewinn lesen, sei es, dass er bereits über Kenntnisse des Griechischen verfügt, sei es, dass er sich erstmals mit dieser Sprache befassen will.

DIETER MOTZKUS

M. Valerius Martialis, Epigramme, lateinisch-deutsch, hrsg. und übers. von Paul Barié und Winfried Schindler, Düsseldorf/Zürich (Artemis & Winkler) 1999, Sammlg. Tusculum, 1552 S., DM 168,-; für Mitglieder der Wiss. Buchgesellschaft DM 144,-.

Schon einmal haben sich die beiden Herausgeber in einem Aufsatz gemeinsam zu Martial geäußert (AU 6/95, S. 53-68). Nun haben sie ein *opus grande* ediert – Taschenbuch im Format, so dass Martial sagen könnte: „*me manus una capit*“,

aber als zweisprachige Ausgabe mit über 300 S. Erläuterungen im Umfang natürlich nicht „*brevibus tabellis*“ (I 2) beschränkt. Zweisprachige Ausgaben bieten in aller Regel eine Summe, eine Summe der bisherigen Forschung und Auseinandersetzung mit einem Autor, aber auch der Übersetzungsversuche (dies mit den Einschränkungen, die der jeweilige Zweck einer Verdeutschung auferlegt). Sie liegt nun endlich auch für den deutschsprachigen Raum vor, *last but not least!*

Im Einführungsteil, der sich an die Textpräsentation anschließt, legen Barié und Schindler (BS) Rechenschaft ab über die Position, von der aus sie ihren Autor verstehen (die einzelnen Abschnitte: Dichtung und Wahrheit – Martials Leben – Lessings Gattungstheorie und Martial-Rezeption – Herders Lessing-Rezeption und Ausblick auf Erich Kästner – Stationen der modernen Martial-Philologie – Die Themen der Epigramme). Mit dankenswertem Nachdruck betonen sie den artifiziellen Charakter der Epigramme, der es in aller Regel verwehrt, das biographische Ich hinter dem poetischen auszumachen. Martials Ich ist „genauso erdichtet wie das Du, das es oftmals anspricht, selbst wenn dieses den Namen mit einer realen Person gemein hat“ (1089). Ein schlagendes Beispiel würde sich den *uxor*-Gedichten entnehmen lassen: Nach II 49 ist der Dichter unverheiratet. Einige Epigramme dahinter (II 92) verstößt er seine *uxor*. In dem Jahre später geschriebenen Buch IV hat er gerade die Hochzeitsnacht hinter sich (IV 22). Hier hat die je intendierte Pointe sich je ihre Wirklichkeit geschaffen. Es ist das Verfahren eines Dichters, bei dem „alles auf Wirkung bedacht ist, ... das ganze Leben zur Literatur wird“ (1092). In der Scheidung des dichterischen Ich von der biographischen Person Martials hat Lessing Vorarbeit geleistet, und zu Recht gehen BS ausführlich auf dessen „Zerstreute Anmerkungen über das Epigramm ...“ ein (leider wird im übrigen das Nachleben Martials, sowohl im Sinne der rezeptionsästhetischen Auseinandersetzung wie der – ungemein fruchtbaren – *imitatio* im gesamten europäischen Raum, von dem Ausblick auf Kästner abgesehen, ganz ausgespart). Das Geschick, mit dem BS den Einführungsteil insgesamt aufbereiten, machen die Lektüre zum Vergnügen, die

Abgewogenheit des Urteils macht ihn zum Gewinn. Besonders gilt dies für die „Stationen der modernen Martial-Philologie“ (1117-1133). Bedenken meldet der Rez. nur gegenüber der Beurteilung der *princeps*-Gedichte an: Sollte es Martial angesichts des Schicksals einiger Dichterkollegen wirklich gewagt haben, Kritisches zu Domitian in seinen Epigrammen zu verstecken? Ob die „radikale Pluralität“ in der „Kunstwelt“ des Dichters (1144) uns nicht auch hier den ‚wahren Martial‘ entzieht?

Die Qualität einer zweisprachigen Ausgabe offenbart sich am deutlichsten in der Übersetzung. Sie sollte einerseits dem Leser das Epigramm aus sich heraus verständlich machen, ihn andererseits aber auch stets anregen, nach links, zum Original, zu schauen. „Schwarz-weiß-Fotografie“ hat Schadewaldt seine Art der Prosaübersetzung Homers genannt. Für Martials Epigramme bietet sich als Metapher „Lied ohne Musik“ an: der Text ohne das Raffinement durch Wortstellung, Rhythmus, Duktus usw. Beides zusammen kann ein Übersetzer nicht bieten, wenn er sich nicht auf eine Nachdichtung oder auf knöcherne oder gar abgeschmackte Verrenkungen einlassen will. Der Leser soll sich die Musik aus dem Original holen. Der deutsche Text soll ihm Inhalt, Abfolge und Stilhöhe zuverlässig vermitteln. Hier haben BS sehr Gutes geleistet. Stilbewusst und stilsicher führt ihre Prosa in schmiegsamer Nachfolge durch die Vielfalt der 1500 Epigramme. Umgangssprachliches und Derbes, Gehobenes und Schlichtes wird umgangssprachlich und derb, gehoben und schlicht wiedergegeben.

Eine Schwierigkeit haben sich die Editoren damit aufgeladen, dass sie – ungewöhnlich – den Epigrammen der B. I-XII Überschriften gegeben haben. Gewiss erleichtern diese den Zugang zu den manchmal sehr voraussetzungsreichen Texten. Aber BS haben hier des Guten nicht selten zuviel getan: Viele Titel sind zu lang, manche zur Inhaltsangabe geraten; mitunter ist die Pointe, deren Erkennen doch auch dem römischen Leser als reizvolle Aufgabe zgedacht war, vorweggenommen, was bei skoptischen Epigrammen mißlich ist.

Insgesamt sind es Akzidentien, die der Rez. kritisch anführen könnte; sie greifen die Substanz einer gelungenen Ausgabe nicht an. Ein Anhang „Zur Textgestalt“, der die Divergenzen der textkritischen Ausgaben verzeichnet*, eine metrische Übersicht, ein sorgfältiger Index der Eigennamen, ein Verzeichnis der lateinischen Gedichtanfänge und nicht zuletzt ein schöner, durch Fehler nicht verunzierter Druck tun ein übriges dafür, dass „Freunde der antiken Literatur“, „Studierende der klassischen Sprachen und Philologen“ und „Literaturwissenschaftler der Nachbardisziplinen“ (1551) einen verlässlichen, aber auch klugen und umsichtigen Führer in die Hand bekommen.

* BS legen ihrer Edition die Lindsaysche Oxfordausgabe von 1903 zugrunde.

WALTER BURNIKEL, Dudweiler



Buch- und Offsetdruck – Repro & Buchbinderei

Hauptstraße 47 · 84172 Buch a. Erlbach
Telefon 087 09/15 65 · Fax 087 09/33 19

Zur Linguistikausbildung im universitären Lateinstudium

Ergebnisse der Kommission „Sprachwissenschaft“ der Mommsen-Gesellschaft und des Deutschen Altphilologenverbandes

Die Zusammenarbeit zwischen der Mommsen-Gesellschaft und dem Deutschen Altphilologenverband hat nun auch im Fach Latein erste Früchte gebracht. Eine Kommission der beiden Verbände hat das Defizit an linguistischer Ausbildung intensiv behandelt und legt nun ihre Ergebnisse als „Empfehlung“ für die Universitäten vor. Die Kommission bestand aus: Prof. Dr. Wolfram Ax (MG), Dr. Uwe Dubielzig (MG), Dr. habil. Christoph Köhler (DAV), Dr. Helmut Meißner (DAV), Prof. Dr. Huber Petersmann (MG), Dr. Gunter Scheda (DAV), Prof. Dr. Meinolf Vielberg (MG u. DAV). Für die geleistete Arbeit sei allen Mitgliedern der Kommission herzlich gedankt, bes. dem Leiter Prof. Petersmann und dem Koordinator Prof. Vielberg.

Die Institute für Klassische Philologie an den Universitäten werden gebeten, diese Empfehlung, soweit möglich, in der Ausbildungspraxis zu verwirklichen.

FRIEDRICH MAIER

Empfehlung der gemeinsamen Kommission Sprachwissenschaft der Mommsen-Gesellschaft und des Deutschen Altphilologenverbands

I.

Nach den grundlegenden Entdeckungen von de Saussure und anderen in den letzten Jahrzehnten entwickelten sich sowohl die allgemeine als auch die lateinische (bzw. griechische) Sprachwissenschaft in unvorhersehbarer Weise und brachten eine Fülle von Kenntnissen hervor, die für das Studium der Alten Sprachen an Schule und Universität unerlässlich sind. Zur Vermittlung dieser Kenntnisse wurden an den Universitäten einiger Länder Europas wie Italien und Frankreich (aber auch den Beneluxländern) sprachwissenschaftlich-linguistische Professuren bzw. Abteilungen eingerichtet, die fest im Studienbetrieb verankert sind (*glottologia latina*, *glottologia greca*,

linguistique latine, *linguistique grecque*). In der Bundesrepublik Deutschland dagegen wurden zwar in den Neuphilologien Professuren für Sprachwissenschaft (Germanistik, Anglistik, Romanistik, Slawistik) beziehungsweise eigene Abteilungen und Institute für Germanistische (Anglistische, Romanistische, Slawistische) Sprachwissenschaft geschaffen, dieser Schritt in der Klassischen Philologie aber nicht nachvollzogen. Die Vermittlung sprachwissenschaftlicher Kenntnisse unterblieb daher vielerorts entweder ganz oder war dem ortsansässigen Indogermanisten überlassen, ohne dass man bedachte, dass die Indogermanistik eine andere wissenschaftliche Aufgabe wahrzunehmen hat als die Klassische Philologie.

Da das Studium der Alten Sprachen in Deutschland keine sprachwissenschaftliche Teildisziplin aufzuweisen hat, ist die Förderung des hier speziell interessierten wissenschaftlichen Nachwuchses besonders erschwert. Eine sprachwissenschaftliche Magisterarbeit oder Promotion auf dem Gebiet der Alten Sprachen kann nur unter großen Schwierigkeiten betreut werden, weil meist kein kompetenter philologischer Fachvertreter zur Verfügung steht und weil die Fakultäten eher dazu neigen, derartige Arbeiten in den Zuständigkeitsbereich des Indogermanisten zu verweisen. Sehr oft werden solche Arbeiten aber schon im Ansatz mit dem Hinweis auf spätere schlechte Berufschancen für die wissenschaftliche Laufbahn abgelehnt.

In der schulischen Praxis sind sprachwissenschaftliche Kenntnisse als Voraussetzung von Grammatiklehrbüchern längst nicht nur unverzichtbar, sondern werden inzwischen auch in den Lehrplänen vieler Bundesländer (z. B. Baden-Württemberg, Nordrhein-Westfalen, Rheinland-Pfalz, Thüringen) gefordert. Klassische Philologen mit den Fächern Latein und Griechisch erweisen sich in der Referendarausbildung gegen-

über ihren Mitreferendaren, die eine moderne Fremdsprache als zweites Fach haben, zunehmend als unterlegen. Vielfach fehlen den Klassischen Philologen einfach Grundkenntnisse in der sprachwissenschaftlichen Terminologie, so dass sie von vornherein von der Diskussion ausgeschlossen sind und im Gespräch mit den Fachkollegen nicht einmal die Vorzüge der traditionellen Grammatik hinreichend zur Geltung bringen können. Die Bereiche, in denen diese Defizite vor allem zu bestehen scheinen, seien daher exemplarisch für das Lateinische genannt.

II.

Phonologie / Morphologie / lexikalische Semantik / Syntax / Textlinguistik / Varietätenlinguistik / Sprach- und Stilgeschichte

Phonologie: Die Lautlehre einer antiken Sprache unterscheidet sich in Grund und Zweck von der einer modernen Sprache: im Grunde, insofern sie nicht unmittelbar auf Befunden des Hörens, sondern nur auf solchen des Sehens – nämlich geschriebener Texte, die das gesprochene Wort ja schon in einiger Brechung bieten – beruht; im Zwecke, indem sie nicht auch der Erleichterung des Verständnisses mit *native speakers*, sondern nur der Erkenntnis – zunächst ihrer selbst, dann und vor allem auch der auf ihr beruhenden Prosodie, Rhythmik und Metrik, d. h. der Einsicht in den Bau von Kunstprosa und Dichtung, – dient.

Bei der synchronen Behandlung der Lautlehre ist kontrastiv zum Deutschen vorzugehen, zeigt sich doch beim Erlernen alter Sprachen die Tendenz, muttersprachliche Aussprachegewohnheiten unreflektiert und wie selbstverständlich auf die Fremdsprache zu übertragen, besonders deutlich, da hier das Korrektiv der Begegnung mit einem *native speaker* von vornherein ausfällt. Die Dominanz der Mündlichkeit in der antiken Kultur macht es erforderlich, die rhythmischen Elemente der Kunstprosa (Kola, Kommata, Klauseln) vor dem Hintergrund der allgemeinen Phonologie der alten Sprachen zu behandeln.

Was die ‚richtige‘, d. h. allen aus den Texten zu gewinnenden Befunden entsprechende Aussprache lateinischer Wörter überhaupt betrifft, so ist auf die Vokalquantitäten, die Silbenquantitäten

und Wortbetonung gerade im Unterschied zum Deutschen zu achten. In der Öffentlichkeit wird am meisten die Frage diskutiert, ob die sog. *pronuntiatio restituta* (c stets [k], t stets [t], ae und oe diphthongisch) anzuwenden sei oder nicht. Die grundsätzlich einheitliche Weiterentwicklung dieser Laute im Mittellatein und in fast allen romanischen Sprachen und die auf Seiten der klassisch-philologischen Literaturwissenschaft immer mehr in den Vordergrund tretende Beschäftigung mit Rezeptionsgeschichte und Neulatein erfordern eine differenzierte Diskussion dieses Problems.

Die diachrone Behandlung der Lautlehre wird sich in den Bahnen der traditionellen ‚historischen Lautlehre‘ bewegen. Ihr dürfte in den kommenden Jahren und Jahrzehnten eine besondere didaktische Bedeutung im Hochschulunterricht zuwachsen: Je geringer die Sprachkenntnisse sein werden, die die Studienanfänger mitbringen, desto wichtiger wird die konzise und kompakte Vermittlung der Wortbildungs-, v. a. aber der traditionellen Formenlehre im Rahmen des Hochschulstudiums sein; diese Vermittlung ist aber ohne den Einsatz der historischen Lautlehre mit ihren Gesetzen und/oder Regeln des Lautwandels im innergriechischen bzw. -lateinischen Bereich nicht zu leisten. Wegen des weitaus reicheren Formenbestandes und der Vielfalt der – auch literarischen – Dialekte gilt dies für Griechisch in höherem Maße als für Latein (dazu Sommer/Pfister). Abschließend sei darauf verwiesen, daß in der Linguistik aus grundsätzlichen systematischen Gründen auch die Unterscheidung zwischen Phon (z. B. [a]) als kleinster akustisch unterscheidbarer und Phonem (z. B. /a/) als kleinster semantisch unterscheidbarer Einheit des Sprechaktes und entsprechend die zwischen Phonetik als Lehre von den Phonen und Phonematik als Lehre von den Phonemen üblich geworden ist.

Morphologie: Aus dem Sprachunterricht sind Grundbegriffe der Wortbildung, der Wortarten- und Flexionslehre vertraut (z. B. Rubenbauer-Hofmann-Heine 17ff.) und Grundkenntnisse der historischen Flexionslehre vorhanden (z. B. Safarewicz). Es empfiehlt sich, auch Grundkenntnisse neuerer Ansätze in der Morphologie zu er-

werben, weil damit zu rechnen ist, dass Studenten und Studienreferendare der neuen Philologien bereits mit den dort gebräuchlichen Kategorien wie dem Morphembe­griff arbeiten (dazu z. B. Bünting 94ff.). Wie in der Phonologie sind auch in der Morphologie grundlegende Kenntnisse der Laryngaltheorie zu vermitteln.

Lexikalische Semantik: Die lexikalische Semantik und Etymologie vermittelt nicht nur, welche Struktur ein Wort bzw. ein Wortgefüge synchron aufweist und wie sich das Wortfeld diachron entwickelt, sondern auch, was sich an Kultur- und Geistesgeschichte (einschließlich der Religionsgeschichte) daraus erschließen lässt: z. B. die Erklärung des Wortes lateinisch *deus*, griechisch *theos* sowohl von der Bildung als auch von seinem Inhalt her (z. B. Schmidt), so dass sich hier nicht nur förderliche kulturwissenschaftliche Einblicke gewinnen lassen, sondern auch die fundamentale sprachphilosophische Erkenntnis, dass Sprache Welt­sicht und Weltdeutung bestimmt.

Syntax: Gründliche Kenntnis der traditionellen Syntax, der Lehre vom einfachen und zusammengesetzten Satz, die durch den täglichen Umgang z. B. Hofmann-Szantyr, Kühner-Stegmann, Rubenbauer-Hofmann-Heine, Menge erworben werden, sind für einen Studierenden der Alten Sprachen nach wie vor unerlässlich und bleiben auch bei der weiterführenden Beschäftigung mit modernen Syntaxtheorien unentbehrliche Grundlage. Darüber hinaus sind aber Kenntnisse in modernen Satzbeschreibungsmo­dellen schon allein deshalb erforderlich, weil insbesondere dependenz-grammatische Ansätze in fast alle Lehrpläne des Fachs Latein und in einige Lehrbücher zur lateinischen Grammatik (z. B. Lindauer-Vester 82ff.; Fink-Maier; Cursus Continuus) aufgenommen worden sind. Von den modernen Syntaxtheorien sollten daher vor allem Kenntnisse in der Valenz- und Dependenzgrammatik erworben werden (Verbvalenzen, Ergänzungen, freie Angaben, Satzglieder und deren Füllungsarten). Eine theoretische Einführung in diese Modelle auch der funktionalen und – weniger – der generativen Grammatik (dazu z. B. Bünting 1996) und praktische Übungen zu ihrer Anwendung im Lateinischen können mit der nötigen Vorsicht und Zurückhaltung auf der Grundlage

z. B. von Pinkster durchgeführt werden (dazu Lehmann, *Kratylos* 31, 1986, 139-142; Heine, *GGA* 242, 1990, 1-14; Ax, *Gnomon* 62, 1992, 113-117).

Textlinguistik: Auch textlinguistische Beschreibungsvor­fahren sind bereits feste Bestandteile von Lehrplänen und Grammatik des Lateinischen (z. B. Lindauer-Vester 148ff.), weil sie als besonders hilfreich für die Texterschließung empfunden und deshalb zur Anwendung im Lateinunterricht empfohlen werden. Textlinguistische Beobachtungsfelder sind vor allem text-syntaktische Merkmale wie Tempus-, Modus- und Diathesengestaltung, Personenkennzeichnung und Konnektorengebrauch, aus deren Verwendung sich die jeweilige Textsorte (narrativ, beschreibend, erörternd) bestimmt, aber auch text-semantische Erscheinungen, welche durch semantische Kohärenz die thematische Einheit des Textes erzeugen. Solche Kohärenzmerkmale sind Wortwiederholungen und -umschreibungen, Wiederaufnahme früherer Bezugswörter, Sätze oder Textpassagen durch Pronomina, Adverbien und dergleichen (die sog. Proformen), den Text bestimmende Wortfelder, Koreferenz (das heißt: Bezugnahme verschiedener sprachlicher Elemente des Textes auf dieselbe Person oder Sache) sowie die Thema-Rhema-Abfolge (d. h. die sukzessive Abfolge bekannter und neuer Informationen). Diese für die spätere Textarbeit in der Schule höchst nützlichen textlinguistischen Grundkenntnisse und Analyseverfahren sollen schon im Grundstudium auf der Grundlage aktueller textlinguistischer Einführungen erworben und durch praktische Übungen an lateinischen Texten verfestigt werden (z. B. Brinker).

Varietäten- und Soziolinguistik: Das Phänomen der Jugendsprache, geschlechts- und sozial-spezifische Varietäten sprachlicher Äußerungen gab es in der Antike genauso, wie sie in den heutigen Sprachen existieren, so dass sich in der Varietäten- und Soziolinguistik mit Dokumentation des diachronen, diastatischen, diatopischen und diaphasischen Aspekts sprachlicher Äußerungen nicht nur wertvolle Einblicke in die Alltagskultur gewinnen lassen, sondern auch der fruchtbare Dialog mit den neuphilologischen Disziplinen gesucht werden kann.

Sprach- und Stilgeschichte: Im Studium der klassischen Philologie empfiehlt es sich, nicht nur das geschriebene und normierte Latein, sondern auch das gesprochene Latein von der Frühzeit bis zum Ausgang der Antike in seiner Konsequenz für die heutigen romanischen Idiome zu behandeln. Auf diese Weise wird den Studierenden aus dem Vergleich der Klassiker mit den Inschriften von Pompeji, den jüngst im britannischen Vindolanda gefundenen Brieftäfelchen einfacher Soldaten, den lateinischen Briefen auf Papyri von Karanis in Ägypten oder den beschriebenen Ostraka von Bu Njem deutlich, dass Sprache als Ausdruck der Kultur im Sinne von Humboldt als *Energie*, einer sich stets entwickelnden und fortschreitenden Form und Ausdruckskraft, nicht als ein abgeschlossenes, statisches Ergon zu verstehen ist, d. h. das Lateinische nicht als Korpusprache der Vergangenheit angehört, sondern in seinen Tochtersprachen fortexistiert. Auch sollte auf die sprachgeschichtliche Kontinuität, die sich im Mittel- und Neulatein manifestiert, verwiesen werden.

III.

Die gemeinsame Kommission Sprachwissenschaft der Mommsen-Gesellschaft und des Deutschen Altphilologenverbands empfiehlt dringend, dafür Sorge zu tragen, dass spätestens vom Wintersemester 2000/2001 an in allen Studienordnungen eine **Einführung in die Sprachwissenschaft** für Klassische Philologen (2 Semesterwochenstunden obligatorisch) fest verankert wird. Darüber hinaus sollten nach Überzeugung der Kommission sehr bald an allen Seminaren für Klassische Philologie (sofern noch nicht geschehen) auch folgende Veranstaltungen angeboten und in die Studienordnungen eingefügt werden: eine **Vorlesung zur Sprach- und Stilgeschichte** (2 Semesterwochenstunden), ein **Proseminar oder Seminar zu einem fachspezifischen sprachwissenschaftlichen Thema** (2 Semesterwochenstunden obligatorisch).

IV.

W. Ax, Probleme des Sprachstils als Gegenstand der lateinischen Philologie, Hildesheim 1976

- A. Bammesberger (Hrsg.), Die Laryngaltheorie und die Rekonstruktion des indogermanischen Laut- und Formensystems, Heidelberg 1988
- K. Brinker, Linguistische Textanalyse, Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden, Berlin 4. Aufl. 1997
- K.-D. Bunting, Einführung in die Linguistik, Weinheim 15. Aufl. 1996
- E. Coseriu, Einführung in die Allgemeine Sprachwissenschaft, 2. Aufl., Tübingen 1992
- J. Hermann, El latín vulgar. Edición española reelaborada y ampliada con la colaboración de C. A. Abellán, Barcelona 1997
- J. Lindauer, H. Vester, Lateinische Grammatik 1992
- M. Mayrhofer, Die Vertretung der indogermanischen Laryngale im Lateinischen, in: Zeitschrift für Vergl. Sprachforschung 100, 1987, 86-108
- G. Meiser, Historische Laut- und Formenlehre der lateinischen Sprache, Darmstadt 1998
- L. R. Palmer, The Latin Language, 3rd impression (with corrections), London 1961 (= Die lateinische Sprache. Grundzüge der Sprachgeschichte und der historisch-vergleichenden Grammatik. Aus dem Englischen übersetzt von J. Kramer, Hamburg 1990)
- L. R. Palmer, The Greek Language, London 1980 (= Die griechische Sprache. Grundzüge der Sprachgeschichte und der historisch-vergleichenden Grammatik. Aus dem Englischen übertragen von W. Meid = Innsbrucker Beiträge zur Sprachwissenschaft 50, Innsbruck 1986)
- H. Petersmann, Petrons urbane Prosa, Beobachtungen zu Sprache und Text (Syntax), Wien 1977
- H. Pinkster, Lateinische Syntax und Semantik, Tübingen 1988 (UTB)
- P. Poccetti, D. Poh, C. Santini, Una storia della lingua latina. Formazione, usi, comunicazione, Rom 1999
- J. Safarewicz, Historische Lateinische Grammatik, Halle 1969
- L. Schmidt (Hrsg.), Wortfeldforschung, Zur Geschichte und Theorie des sprachlichen Feldes, Darmstadt 1973 (= Wege der Forschung 250)
- M. Schreiber, Textgrammatik, Gesprochene Sprache, Sprachvergleich, Habil. Schrift, Frankfurt/M. 1999 (= Vario Lingua: Nonstandard-Standard-Substandard 9)
- F. Stolz, A. Debrunner, Geschichte der lateinischen Sprache. Vierte, stark umgearbeitete Aufl., Berlin 1966 (Sammlung Göschen 492/492a) (= Storia della lingua latina. Traduzione di C. Benedikter, Introduzione e note di A. Traina, Appendice: La formazione della lingua letteraria latina di J. M. Tronskij, IV ed. riveduta e aggiornata a cura di E. Vineis, Bologna 1993)
- V. Väänänen: Introduction au latin vulgaire. Troisième ed. revue et augmentée, Paris 1981

Leben aus der Dose

Leitartikel der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 3.8.1999*

Sokrates hat seine Gedanken nicht aufgeschrieben. Wir wüssten wenig über den Geburtshelfer europäischer Kultur, hätten seine Schüler Xenophon und Plato nicht wichtige Teile seiner Philosophie schriftlich festgehalten. Trotzdem hegte auch Plato Misstrauen gegen das geschriebene Wort. Im „Phaidros“ lässt er Sokrates eine Fabel erzählen: Zu Naukratis in Ägypten habe der Gott Theuth die Buchstaben erfunden. Überzeugt von deren Nutzen, habe Theuth bei König Thamus für die Einführung der Buchstabenschrift geworben: „Die Kunst wird die Ägypter weiser machen und gedächtnisreicher.“ Aber Thamus befürchtete das Gegenteil.

Es sind zwei Gründe, die Sokrates/Plato gegen die Schrift anführten. Erstens: Wissen wird gespeichert, aber nicht im Gehirn, sondern auf Papier. Im falschen Glauben, er habe das Papierwissen jederzeit parat, vernachlässige der Mensch das Gedächtnistraining. Schrift fördere daher nicht Erinnerung, sondern Vergessen. Zweitens: Die Schrift ist ein Kommunikationsmittel der Ferne. Zwar überwindet sie Grenzen, aber gleichzeitig schafft sie Distanz. Es bleibt fraglich, ob der Leser den Text versteht. Dagegen ist das gesprochene Wort ein Verständigungsmittel der Nähe. Der Redner stellt sich auf seine Hörer ein, und die anwesenden Hörer können nachfragen, bis sie alles verstanden haben. Der Sinn des gesprochenen Worts wird daher lebendig; der Buchstabe bleibt oft tot.

Plato hat auf Gefahren aufmerksam gemacht, die uns erst jetzt, im Computer-Zeitalter, deutlich werden. Immer mehr Wissen kann immer besser gespeichert werden. Aber im Kopf haben wir immer weniger gegenwärtig. Bildungspolitiker und von Medienkonzernen und Computer-Industrie ausgehaltene Stiftungen fordern daher immer lauter, junge Menschen müssten schon in der Schule lernen, Computer zu handhaben. Auch wer die interessengeleitete Werbung durchschaut, wird dagegen nichts einwenden. Allerdings darf es dabei nicht bleiben. Nicht nur, dass man viel lernen muss, bevor man weiß, wo man was abrufen kann und wie es zu gewichten, zu beurteilen

ist. Man muss auch die Kommunikation auf Distanz durch den Dialog der Nähe ergänzen: durch das Gespräch von Mensch zu Mensch.

Falsche Propheten des Informationszeitalters wollen die Schulen in reine Service-Zentren verwandelt wissen, die nur noch das heimische Lernen am Internet organisieren. Zwar geben die Kultusminister solchen Forderungen nicht nach. Aber sie unterschätzen die Aufgaben, die Bildungseinrichtungen als Orten zur Überwindung von Distanz, zur Rückeroberung von Realität und zur Schulung des Verstands zu wachsen. Es war eine Illusion McLuhans, dass die elektronischen Medien die Menschen einander näher bringen würden – wie in einem globalen Dorf. Dabei übersah er die Gefahr, dass Medien die Menschen auch isolieren, einsam machen können, und diese Gefahr wächst mit der Verbreitung von Computern. Man stelle sich nur vor, dass wir bald per Computer einkaufen. Umso wichtiger werden Schulen als Stätten der Begegnung. Sie dürfen vor dieser Aufgabe nicht kapitulieren wie die Universitäten. Wir brauchen Sokrates-Schulen und Sokrates-Hochschulen.

Medienwelten sind Scheinwelten. Sie vermitteln Leben aus zweiter oder dritter Hand. Der Hunger nach Erlebnissen erklärt sich aus dem Unmut über die Gefangenschaft des Zeitgenossen in einer zunehmend mediatisierten Welt. Schon beeilen sich ausgerechnet die Medien, „Erlebniswelten“ anzubieten. Da soll man zum Beispiel vom Kinositz aufstehen und durch die Leinwand in den „Action-Film“ eintreten: Cyberspace als vollendete Illusion. Das spricht vor allem diejenigen an, die auch Erlebnisse nur konsumieren wollen – Abenteuer mit Kondom, Gefahren ohne Risiko.

Nicht nur die Medien entfernen die Menschen von der Wirklichkeit, indem sie ihnen vorspiegeln, sie brächten sie der Realität näher. Vielmehr läuft alle Zivilisation auf Entfremdung hinaus, weil sie dem Menschen das Leben durch Technik leichter machen will. Dabei hilft sie, Anstrengungen aller Art gleich Gefahren aus dem Wege zu gehen. Insofern macht Zivilisation lebens-

untüchtig. Fassungslos stehen Lehrer vor den Folgen dieser Entwicklung. Immer mehr Schüler könnten nicht rückwärts laufen, ohne dass sie hinfielen, klagen Sportlehrer; sie könnten keine Bälle fangen und überhaupt: Ihnen fehlten Puste, Ausdauer, Konzentration. Schüler begeisterten sich für Umweltschutz, wussten aber nicht, was sie schützen sollten, seufzten Biologielehrer. Sie könnten Weizen nicht von Roggen unterscheiden und Eichen nicht von Buchen. Mathematiklehrer stöhnen, immer mehr Schüler hätten keine Vorstellung von Größenordnungen; sie setzten die Kommata falsch: 105,5 statt 10,55. Eine Chemielehrerin will einer reinen Mädchenklasse der achten Jahrgangsstufe chemische Reaktionen am Beispiel des Kuchenbackens erklären. Zu ihrem Entsetzen stellt sie fest, dass keine der zwanzig Dreizehn- bis Vierzehnjährigen je einen Kuchen gebacken hat. Drei haben noch nie ein Ei aufgeschlagen. Viele haben noch nie mit dem Messer eine Scheibe Brot abgeschnitten.

Am Wochenende lädt die Lehrerin ihre Schülerinnen zum Kuchenbacken zu sich nach Hause ein. Dort holt sie nach, was das Elternhaus versäumt hat: Dass wir aus der Dose leben, ist nicht Schuld der Schule. Aber sie macht sich mitschuldig, wenn sie der Entwicklung nachgibt. Sie darf Kinder nicht dazu anleiten, Schwierigkeiten zu umgehen; vielmehr muss sie sie so wetterfest machen, dass sie Herausforderungen annehmen. Schule in der Zivilisation ist insofern eine Schule im Widerstand, als sie eine Kultur der Anstrengung pflegt. Sie schafft Grundlagen, die es erlauben, in der Wirklichkeit zu bestehen. Allerdings müssen wir neu bestimmen, was das denn sei: Grundwissen, Kulturfertigkeiten. Außerdem muss die Schule wieder lernen, dass sie Ort des Einübens, des Wiederholens, des Verstandestrainings ist. Wenn junge Menschen an die Hochschulen kommen, ist es dafür zu spät.

* Nachdruck mit freundlicher Genehmigung des Autors.

KURT REUMANN

HELLENÍA – Die CD-ROM

nicht nur für den Griechischunterricht ist da!

Eine multimediale Erlebnisreise in die griechische Antike.
Mit vielen Informationen über Geschichte, Götter, Mythen, Sport, Sprache.

Die CD-ROM kann mit und ohne Handreichung bezogen werden über:

Staatsinstitut für Schulpädagogik und Bildungsforschung,
Arabellastraße 1,
81925 München.

Zusätzlich zu einem frankierten Rückumschlag sind DM 10,00 je Exemplar in Briefmarken beizulegen.



Im Klassensatz bestellt ist der Betrag von DM 5,00 je Exemplar in Briefmarken zu entrichten.

*

Zur Einführung vgl. U. Wagner,
HELLENÍA – Eine Erlebnisreise in die griechische Antike,
in:

P. Neukam (Hrsg.), Dialog Schule und Wissenschaft,
Bd. 33, München 99, S. 98–118.

Über 400 MB Bilder, Texte, Animationen, Videos zum Lernen, Knobeln und Genießen.

Für Windows 95/98/NT und Bildschirmauflösung 800 x 600

Johannes Rau: „Alte Sprachen sind keine toten Sprachen“

Auch der neue Bundespräsident spricht sich für eine humanistische Bildung aus.

Am 28.5.1997 hielt Ministerpräsident a. D. Johannes Rau bei der Namensgebung des Dietrich-Bonhoeffer-Gymnasiums in Neukirchen eine bewegende Rede über Dietrich Bonhoeffer, deren Nachschrift uns Herr LRSD Kneißler, Arnsberg, dankenswerterweise zugänglich gemacht hat. Die Rede zeichnet in sehr einfühlsamer Weise den Werdegang des evangelischen Theologen und Widerstandskämpfers nach. Besonders beeindruckend ist die Darstellung der Situation Bonhoeffers im Gefängnis, den sicheren Tod vor Augen. Aus dieser Rede dürfen wir die bemerkenswerten Ausführungen von Johannes Rau über den Wert der humanistischen Bildung zitieren und dieses Zitat mit dem Wunsch verbinden, dass sich manche Landes- und Kommunalpolitiker diese Einsicht zu eigen machen:

„Dietrich Bonhoeffer lernte Griechisch, Lateinisch und sogar Hebräisch in der Schule! Das hört sich in einer Zeit digitaler Informationen fremd an. Ich selber aber glaube, daß diese alten Sprachen keine toten sind, daß wir nicht auf sie verzichten können, wenn wir dem Morgen und der Zukunft verpflichtet bleiben wollen. Wir müssen nicht so weit gehen wie Dietrich Bonhoeffer, der seinen eigenen Konfirmationsspruch in griechischer Sprache schrieb, und zwar Römer Vers 1,16: ‚Ich schäme mich des Evangeliums von Christus nicht, denn es ist eine Kraft Gottes, die da selig macht, alle die daran glauben.‘ Soweit muß man nicht gehen und wir dürfen auch nicht tatenlos zusehen, wie die herrlichen Sprachen der Antike zu toten oder fremden Sprachen degenerieren, nur weil wir den direkten Nutzen nicht mehr erkennen. Wer weiß, daß die älteste uns bekannte Demokratie in Athen war, wer weiß, daß die Juristen viel aus dem römischen Recht übernommen haben, daß die Theologie in diesen Sprachen denkt, daß die Medizin sich in vielem an sie anlehnt, der wird sich auch heute neben einer naturwissenschaftlichen auch für eine humanisti-

sche Bildung aussprechen können, wie sie Dietrich Bonhoeffer genossen hat.“

H. W. FRÖHLICH

Eine aktuelle lateinische Maxime zum Teamgeist in der Politik

Im Vorabdruck seines Buches „Das Herz schlägt links“ (1. Folge, Welt am Sonntag, 3.10.99, S. 34) schreibt Oskar Lafontaine, der am 11. März aus Protest gegen die Politik des Bundeskanzlers seine Ämter als Finanzminister und Vorsitzender der SPD niedergelegt hat, u. a.: „*Teneo, quia teneor*. Ich halte stand, weil ich gehalten werde, lautet eine Lebensweisheit, die Johannes Rau für sich immer wieder in Anspruch nimmt. An diese Lebensweisheit musste ich denken, als ich nach meinem Rücktritt sagte: ‚Mannschaftsspiel verlangt, dass man Rücksicht aufeinander nimmt und dass man auch zueinander steht – auch in der Öffentlichkeit – und dass Teamgeist die Regierungsarbeit bestimmt.‘“

Angebote zum Fach Latein auf dem Bildungsserver NRW (*learn-line*)

Seit Ende 1998 ist der Arbeitsbereich Latein lebendig auf dem Bildungsserver Nordrhein-Westfalen online im Internet präsent.

Über die Internetadresse <http://www.learn-line.nrw.de>, der Startseite von *learn-line*, führt die Navigation zur Fächerauswahl und dem Fach Latein. Auf dieser Übersichtsseite finden sich Links zum Arbeitsbereich „Latein lebendig“ und zu Angeboten des Bildungsservers, die die *learn-line*-Redaktion dem Fach zugeordnet hat. Unter „Weitere Verweise“ finden sich Links aus dem Bildungsserver heraus auf die Linklisten für Latein des Deutschen Bildungsservers und der Zentrale für Unterrichtsmedien (ZUM). Über den Link „Latein lebendig“ gelangt man in den Arbeitsbereich und dort z. B. zur Konzeption.

Die Konzeption des NRW-Bildungsservers, die dem Arbeitsbereich zugrunde liegt, sieht folgenden Aufbau des Angebotes vor: Die Grundbausteine jedes Arbeitsbereichs sind „Mediothek“, „Foyer“ und „Schwarzes Brett“. In der



RAIF GEORGES KHOURY (Hrsg.)

**Urkunden
und Urkundenformulare
im Klassischen Altertum
und in den
orientalischen Kulturen**

Akten des Heidelberger
Symposiums vom 3. bis
5. November 1994

1999. 228 Seiten mit mehreren Abbil-
dungen (Bibliothek der klassischen
Alterumswissenschaften, Band 104).
Kart. DM 78,- / ATS 569,- / SFR 69,-
ISBN 3-8253-0895-2

ULLI ROTH (Hrsg.)

CUSANUS-TEXTE

III. Marginalien
4. Raimundus Lullus

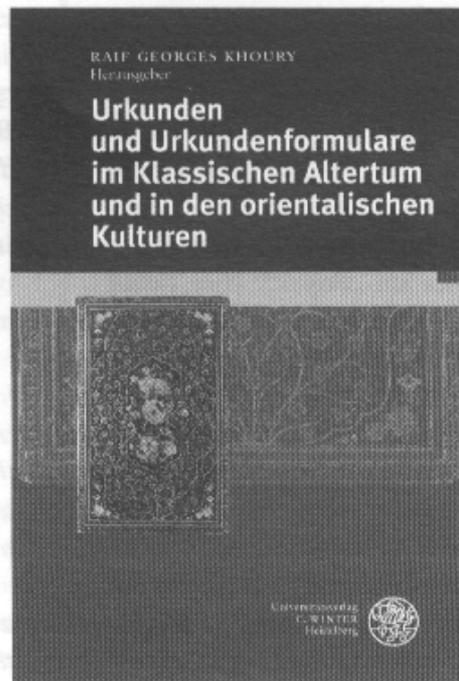
Die Exzerptensammlung aus
Schriften des Raimundus Lullus
im Codex Cusanus 83

1999. 88 Seiten. (Schriften der
Philosophisch-historischen Klasse der
Heidelberger Akademie der Wissen-
schaften, 13/99).
Kart. DM 25,- / ATS 183,- / SFR 22,-
ISBN 3-8253-0910-X

NORS S. JOSEPHSON

**Eine archaisch-
griechische Kultur auf der
Osterinsel**

1999. 300 Seiten, 45 Abbildungen,
davon 14 farbig
Geb. DM 58,- / ATS 423,- / SFR 51,-
ISBN 3-8253-0854-5



HUBERT PETERSMANN /
RUDOLF KETTEMANN (Eds.)

**Latin vulgaire –
latin tardif V**

Actes du V^e Colloque
international sur le latin vulgaire
et tardif

Heidelberg, 5–8 septembre 1997

1999. ca. 580 Seiten (Bibliothek der
klassischen Alterumswissenschaften,
Band 105). Geb.

ca. DM 112,- / ATS 818,- / SFR 99,-
ISBN 3-8253-0877-4

69051 Heidelberg · Postfach 10 61 40 · Tel. 0 62 21 / 77 02 60
Telefax 0 62 21 / 77 02 69 · <http://www.winter-verlag-hd.de>

„Mediothek“ sind Informationen und Materialien zu finden, die für das Thema des Arbeitsbereichs bedeutsam sind – oder es werden Zugänge dazu eröffnet.

Das „Foyer“ steht als Plattform zur Organisation von Projekten oder für Beiträge zum Thema zur Verfügung. Hier wird um Mitarbeit geworben, hier ist der Ort, über Stand und Ablauf der Projekte zu berichten, hier werden Arbeitsergebnisse – auch Zwischenergebnisse – präsentiert und der Kritik ausgesetzt.

Am „Schwarzen Brett“ findet man themenbezogene Nachrichten und Neuigkeiten, möglicherweise auch Kommentare zu den Inhalten in der „Mediothek“ oder im „Foyer“. Hier findet man Kontakt- und Kooperationsangebote.

Mit dem Arbeitsbereich „Latein lebendig“ hat das Fach Latein neben den anderen Fächern im Bildungsserver Einzug gehalten und behauptet dort gleichberechtigt seine Stellung. Hier zeigt sich, dass eine alte Sprache und das Internet kein Widerspruch sind, und innovationsfreudige Lateiner das neue Medium schon früh entdeckt haben, um Informationen zu gewinnen, Projekte vorzustellen und darüber ihre Meinungen auszutauschen.

Viele Angebote im Arbeitsbereich sind Beispiele für die Variationsmöglichkeiten der Gestaltung schulischer Arbeit innerhalb und außerhalb des Lateinunterrichts. Sie sind handlungs- und projektorientiert. Neben reinen Informationsangeboten etwa zu Kalkriese, Haltern und Xanten zeigen Schülerprojekte wie ein lateinisches Kreuzworträtsel zum Konjunktiv Präsens, ein lateinischer Stadtführer, ein lateinisches Geburtstagsständchen oder ein römisches Frühstück nach Apicius die Möglichkeiten der Aufbereitung der Projektergebnisse mit Hilfe der neuen Medien. Links auf lebendige Lateinseiten außerhalb von *learn-line* wie die *Nuntii Latini*, oder den „Fast normalen Tag im alten Rom“ oder zu Lateinprojekten anderer Schulen runden das Angebot ab.

Hauptanliegen von „Latein lebendig“ ist es, per Internet Möglichkeiten aufzuzeigen, den Lateinunterricht lebendig und anregend zu gestalten und darüber virtuell in einen Gedankenaustausch mit Kolleginnen und Kollegen und auch

interessierten Schülerinnen und Schülern einzutreten.

ALWIN FRERICH, Warendorf

Latein in Richtlinien aus Brüssel

Aus dem „Spectator“ vom 22. Mai 1999 stammt folgendes Fundstück (mitgeteilt von StD i. R. Harald Krieger):

„Rudimentary Latin may become the salvation of those who suffer from an allergy to nuts. A Brussels regulation, the cosmetic products safety directive, which came into force at the beginning of this year, make it compulsory to describe the ingredients on the labels of toiletries and cosmetics in Latin, rather than the vernacular, across the European Union.

Peanut oil is thus referred to als arachis hypogaea, water is aqua and egg is transformed into ovum. By standardising labelling, it is hoped that the danger of travellers falling victim to an allergic reaction when they are abroad will be minimised.

The reform, however, has alarmed groups such as the Anaphylaxis Campaign, which looks after the interests of allergy sufferers. It believes that sufferers could be vulnerable, because, as they do not understand Latin, they will be unaware that an array of cosmetics contain the proscribed substances.

What an attitude! We feel that this is an excellent opportunity for people to learn a new language. Over the years Latin has been eroded from our lives, first from school curriculums, then from the Roman Catholic Mass. Yet it remains a useful language and the root of many tongues, as does ancient Greek. Where does the Anaphylaxis Campaign think the word „anaphylaxis“ comes from, anyway? Cockney, perhaps? We suggest that they advise their members to stop worrying and buy a Latin-English dictionary.“

Mehr grundständiges Latein in der Bundeshauptstadt

Zu Beginn des Schuljahrs 1999/2000 wurden in Berlin an weiteren fünf öffentlichen Gymnasien 5. Klassen mit Latein als erster Fremdsprache eingerichtet. Als Norm gilt in Berlin aber weiterhin die sechsjährige Grundschule, das Gymnasi-

um beginnt also – von Ausnahmen abgesehen – erst mit der 7. Klasse. Schon seit 1952 konnte aber in Berlin-West auch an Grundschulen in der 5. Klasse statt Englisch oder Französisch Latein als erste Fremdsprache gewählt werden. Der Lateinunterricht wurde dann in der 7. Klasse am Gymnasium fortgesetzt. Außerdem gab es zunächst nur zwei öffentliche grundständige Gymnasien („besonderer pädagogischer Prägung“) mit Latein als erster und Griechisch als verbindlicher dritter Fremdsprache: das Gymnasium Steglitz und das Goethe-Gymnasium in Berlin-Wilmersdorf. Später kam die Bertha-von-Suttner-Oberschule (Reinickendorf) hinzu und nach der Wende das Heinrich-Schliemann-Gymnasium (Prenzlauer Berg). Nach langem Ringen innerhalb der bisherigen CDU-SPD-Koalition wurden nun nicht nur weitere Schnell-Läufer-Züge („Express-Abitur“, 5.-12. Schuljahr), sondern auch die erwähnten zusätzlichen 5. Lateinklassen eingerichtet, u. z. am Erich-Hoepner-Gymnasium (Charlottenburg), Descartes-Gymnasium (Hohenschönhausen), Kant-Gymnasium (Spandau), Eckener-Gymnasium (Tempelhof) und Schadow-Gymnasium (Zehlendorf). An diesen Schulen wird das Abitur weiterhin nach 13 Schuljahren abgelegt. Nimmt man das Evangelische Gymnasium zum Grauen Kloster, das katholische Canisius-Kolleg und die katholische Theresianschule hinzu, so führen nunmehr 12 Gymnasien in Berlin 5. Klassen mit Latein als erster Fremdsprache. Man ist an das Motto von Ferdinand I. erinnert, das sich, nur geringfügig abgewandelt, auf die derzeitige schulpolitische Situation Berlins anwenden lässt: *Accidit in puncto, quod non speratur in annis.* – Vielleicht gilt das eines Tage auch für die Fusion mit Brandenburg und für eine den alten Sprachen aufgeschlossener Schulpolitik in diesem Bundesland.

A.F.

Erdbebenschäden an Athens Antiken

Nur drei Wochen nach dem verheerenden Erdbeben in der Türkei (am 17.8.) ist am 7. September 1999 auch die griechische Hauptstadt Athen von einem heftigen Erdstoß erschüttert worden. Das Erdbeben in Athen hat außer dem Unglück für Leib und Leben der Menschen auch an den Kunst-

denkmälern der Stadt und ihrer Umgebung Schäden angerichtet. Besonders betroffen war das westlich der griechischen Hauptstadt gelegene byzantinische Kloster Daphni. Wie die Nachrichtenagentur AFP berichtete, entstanden in den Mauern der Klosterkirche aus dem 11. Jh. gefährliche Risse. Teile der Wandmosaiken lösten sich aus ihren Halterungen und stürzten herab, eine dem hl. Nikolaus geweihte Kapelle stürzte vollständig ein. Im Athener Nationalmuseum gingen antike Vasen zu Bruch. Auf der Akropolis erlitten die seit Jahren betriebenen Restaurierungsarbeiten einen Rückschlag. Am Erechtheion, dessen Wiederherstellung und Teilrekonstruktion schon beendet war, und am Parthenon wurden einzelne Säulen aus dem Lot gedreht, ohne jedoch einzustürzen. In Mitleidenschaft gezogen wurde auch das frühere Wohnhaus Heinrich Schliemanns, des Entdeckers von Troja und Mykene. Das spätklassizistische Gebäude, von Schliemann testamentarisch dem griechischen Staat zu musealen Zwecken übereignet, beherbergt das Münzkabinett des Nationalmuseums (vgl. F.A.Z. vom 16.9.1999, S. 54).

Auszüge aus den Nuntii Latini

(im Internet: <http://www.yle.fi/fbc/latini/trans.html>)

Athenae terrae motu male afflictatae

Saltem sexaginta homines interiorerunt et circiter ducenti quinquaginta sauciati sunt terrae motu, quo regio urbis Athenarum die Martis [= 7. 9. 1999] concussa est. Tremores terrae decem secundas duraverunt, quo factum est, ut cives terrore panico correpti in publicum procurrerent et metu novarum concussionum noctem sub divo agerent. Epicentrum calamitatis, cuius vis paene sex gradus Richterianos effecit, viginti fere chiliometrorum spatio ab Athenis aberat. (10.9.99)

Auch über das Erdbeben in der Türkei (am 17.8.) berichteten die Nuntii Latini:

De motu terrae in Turcia facto

Moderatores Turciae aestimaverunt terrae motu septimana (= 17.8.99) praeterita facto duodecim milia quingentos (12 500) homines mortuos et viginti septem milia (27 000) vulneratos esse. Praeterea timetur, ne triginta quinque milia

(35 000) hominum aedificiis delapsis obruta iaceant; quorum corpora e ruinis erui desita sunt, quod nulla iam spes est quemquam eorum vivum esse. Numerus Turcarum, qui domum amiserunt, saltem ducentorum milium esse nuntiatur. Multi cives tecto carentes, cum motus terrae secundarios timerent, in regiones montanas superiores confugerunt. Operae auxiliae adhuc maioribus difficultatibus laborant, cum in loca calamitatis largi imbres cadere coeperint. (27.8.99)

Berichtigungen

1. Im Bericht „50 Jahre Mommsen-Gesellschaft“ (H. 2/99, S. 75) wurde als Referent des öffentlichen Vortrags versehentlich der ursprünglich hierfür vorgesehene Althistoriker Jochen Bleicken genannt. Tatsächlich wurde der öffentliche Vortrag jedoch von Herrn Prof. Dr. Meinolf Vielberg (Jena) gehalten (seit Febr. 1999 stellvertr. Vorsitzender des DAV). Er sprach am 28.5.1999 über „Die Metamorphosen des Martin von Tours. Der Mönchsbischof als spätantikes Leitbild“.

2. In den neugriechischen Text des Referats „Die Didaktik des Lateinunterrichts in der Bundesrepublik Deutschland“ (H. 2/99, S. 80 ff.) haben sich leider einige Schreibfehler eingeschlichen. Die wichtigsten seien hier korrigiert (Trennungsfehler werden nicht berücksichtigt): Seite 79, Zeile 26 (= 79,26) statt ευρωπαϊκό richtig: ευρωπαϊκό. 81,16 ενθάρρυνε: ενεθάρρυνε. 81,30 επισκευθώ: επισκεφθώ. 82,35 σε μεγάλη αμφισβήτηση: υπό μεγάλη αμφισβήτηση. 84,14 οχι: όχι. 85,8 εισήχθει: εισήχθη. 85,3 v. unten: Υπενθυμισε: Υπενθύμισε. 86,6 διδακτικών: διδακτικέων. 86,15 κομωδίες: κωμωδίες. 86,29 λατινικκών: λατινικών. 87,18 Επιλέον: Επιπλέον. 88,20 αμερικάνικου: αμερικανικού. 90,16 προτοτύπου: πρωτοτύπου. 90,20 προτοτύπων: πρωτοτύπων. 90,29 διφραστική: διαφραστική. 90,37: πως: πώς. 90,3 v. unten ενάργιας: ενάργειας.

Anschriften der Autoren dieses Heftes (siehe Impressum, ferner):

Paul B a r i é , StD i. R., Krämerstraße 26, 76855 Annweiler
Dr. Walter B u r n i k e l , Joseph-Haydn-Straße 18, 66125 Dudweiler
Alwin F r e r i c h , Diekamp 50, 48231 Warendorf
Philipp H e y d e , Hamburg
Dr. Dieter M o t z k u s , Zur Scharfmühle 22, 37083 Göttingen
Dr. Heinz M u n d i n g , Beethovenstraße 18, 67365 Schwegenheim
Dr. Dagmar N e b l u n g , Drakestr. 76a, 12205 Berlin
Kurt R e u m a n n , Frankfurter Allgemeine Zeitung, 60267 Frankfurt am M.
Hartmut S c h u l z , StR, Franziusweg 115, 12307 Berlin
Dipl.-Phil. Kristine S c h u l z , Schulstraße 4, 06198 Salzmünde
Dipl.-Psych. Franz S t r u n z , Andechser Weg 12, 82041 Deisenhofen
Clement U t z , OstD, Schulstraße 18, 93194 Walderbach
Prof. Dr. Walter W i m m e l , Renthofstraße 39, 35037 Marburg
Peggy W i t t i c h , Straße der Jugend 80, 03086 Cottbus

Wichtiger Hinweis:

Mit allen Fragen, die die Mitgliedschaft im DAV oder das Abonnement dieser Zeitschrift betreffen, wende man sich bitte **nicht** an den Bundesvorsitzenden. Für Fragen der Mitgliedschaft sind die Vorsitzenden der 15 Landesverbände zuständig, deren Anschriften in Heft 1/97 gegenüber von S. 52 und im Heidelberger Kongress-Begleiter auf S. 79 abgedruckt sind. Für Institute und Abonnenten ohne Mitgliedschaft im DAV ist der Buchners Verlag zuständig (siehe Impressum).

NEUERSCHEINUNGEN

Textausgaben

Aristoteles: Rhetorik
Übers. u. Hrsg.: G. Krapinger
256 S. UB 18006 DM 12,-

Cicero: Drei Reden vor Caesar Für M. Marcellus. Für Q. Ligarius. Für König Deiotarus Lat./Dt.
Übers. und Hrsg.: M. Giebel
143 S. UB 7907 DM 6,-

Hesiod: Theogonie
Gr/Dt. Übers. u. Hrsg.:
O. Schönberger
164 S. UB 9763 DM 8,-

Livius: Ab urbe condita / Römische Geschichte
Lat/Dt. Liber XXI (Der Zweite Punische Krieg I)
Übers. u. Hrsg.:
U. Blank-Sangmeister
232 S. UB 18011 DM 10,-

Seneca: Epistulae morales ad Lucilium / Briefe an Lucilius über Ethik Lat/Dt.
Übers. u. Hrsg.: H. Gunermann. Liber XIX/Briefe an Lucilius über Ethik. 19. Buch
152 S. UB 9374 DM 7,-

Sueton: Caesar Lat./Dt.
Übers. u. Hrsg.: D. Schmitz
192 S. UB 6695 DM 9,-

Sekundärliteratur

Richard Green/Eric Handley: Bilder des griechischen Theaters
Übers.: Ch. Rochow
120 S. 81 Abb. *Geb. DM 32,80*
Die Geschichte des griechischen Theaters in Bildern der griechischen Kunst
Anhand von Vasenmalerei und Plastiken, Terrakotta-Figürchen, Mosaiken, Metallarbeiten und Gemmen entsteht ein Bild des griechischen Theaters – von Bühne und Aufführungspraxis, vom Spiel der Akteure und ihren Masken.

Werner Suerbaum: Vergils »Aeneis«. Epos zwischen Geschichte und Gegenwart
427 S. 15 Abb.
UB 17618 DM 18,-
Werner Suerbaum behandelt in seiner umfassenden Studie eine Vielzahl von Aspekten

des Textes vom Standpunkt der modernen Literaturwissenschaft aus: Textüberlieferung, Handlungsstruktur und Personenführung, mythische Tradition, Form- und Gattungsprobleme, das Verhältnis von Autor und Leser und vieles mehr.

Susan Walker: Griechische und römische Porträts
Übers.: M. Recke
128 S. 99 teilw. farb. Abb. und 1 Karte
Geb. DM 32,80

Antike Porträtkunst zwischen Typus und Individualität
Die Entwicklung des Porträts vom archaischen Griechenland bis in die spät-römische Kaiserzeit – Stilgeschichte und Spiegel antiker Kultur und Geschichte in einem.

Fordern Sie unser aktuelles Gesamtverzeichnis an
Philipp Reclam jun., 71252 Ditzingen
Tel.: 07156 / 163 0 Fax: 07156 / 163 197
E-mail: werbung@reclam.de www.reclam.de

Reclam

Von besonderem Format



B 4044

Postvertriebsstück
Gebühr bezahlt

Deutsche Post AG

C. C. Buchners Verlag
Postfach 1269
96003 Bamberg

Ganz einfach Latein

Der ultimative Latein-Trainer für das erste 1. Lernjahr

... ist das erste Heft einer Reihe von Latein-Trainern. Das neuartige Konzept: Latein kann man verstehen und auch noch Spaß dabei haben!

- Unabhängig davon, mit welchem Buch in der Schule gearbeitet wird, kann der Schüler seine Kenntnisse selbstständig überprüfen und festigen.
- ‚Ganz einfach Latein‘ ist kein Paukbuch, sondern ein dynamisches Arbeitsbuch. Auch der lernschwächere Schüler kann den Stoff bewältigen, ohne den Mut und die Lust zu verlieren. Nachhilfefrust muss nicht sein!
- Die peppige, farbig bebilderte Aufmachung lässt keine Langeweile aufkommen. Mit vielen Übungen und Tipps motivieren die drei Hauptfiguren, Clara, Rigosus und Spurius, der pffiffige Spürhund, den Schüler zu neuen Leistungen im Fach Latein!
- Durch das Vokabelverzeichnis und das Lösungsheft können Eltern, auch wenn sie kein Latein beherrschen, optimal die Arbeit ihrer Kinder unterstützen.



Von Wolfgang Freytag, Friederike Jentsch, Michaela Pfeiffer und
Anne Uhl Brunner; 103 + 24 Seiten; DM 24,80; Bestellnummer 5471

Ansichtsexemplare zum Prüfpreis können Sie anfordern bei:

C. C. Buchners Verlag · Postfach 1269 · 96003 Bamberg